


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

p12. ~~1550~~. Auf Nicolaus Collet. (Urschrift in 23) [illegible] im Jänner 1580 [illegible] in [illegible], ward [illegible] [illegible] Prof. in Heidelb. [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] 8 Dez. [illegible] 9 Dez. 1585 im August [illegible] [illegible] Tüb.

Alle [illegible] [illegible] 13

M. [illegible] Collet [illegible] [illegible] 17 Nov. 1578 [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

1560 studirte in Tübingen Medicin [illegible] [illegible] Vogt zu [illegible], so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Herzog Ludwig [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] Herzog Ludwig [illegible].

Gabelkover Collectanea Topographica p 27

[illegible] Urkundenbuch d. Stadt [illegible]

Dr Gregor Lamparter v. Greifenstein Dr. u. Mitbürger [illegible] in Biberach 1463, später Kanzler [illegible] 1495 bei [illegible] Lange [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gregor, [illegible] Martin, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Dr Gregor [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

+) 1480 [illegible] [illegible] Gregor [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] I A 279

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Biberach [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wird 12 ß

A. A. I A 207 208

Greifenstein: [illegible] [illegible] 1477 [illegible] [illegible] [illegible]

Ulrich L. + 1464. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gregor u. Martin [illegible] [illegible] [illegible] 16 210 1457. III 175

Gregor 1466. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Biberach 16 III 410

Martin [illegible] [illegible] [illegible] Greifenstein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] 10 [illegible] 1530 [illegible] [illegible] [illegible]

Dr. G. L. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Biberach, [illegible] 1525 [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] III, 569

[illegible] Andreas 1531. [illegible] [illegible] 273

Martin 1501 [illegible] in Biberach III, 905

[illegible] L. in Biberach 1495 III 12

[illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] 1 [illegible] 113 24 III 95

[illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] 1591. III 935

[illegible] [illegible]

Wirtenbergischer Plutarch,

Lebensbeschreibungen

berühmter

Wirtenberger.

Von

Karl Pfaff,

Doktor der Philosophie, Konrektor am Pädagogium zu Eßlingen und Mitglied der Gesellschaft zu Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau.



Eßlingen,

im Verlag bei J. M. Seeger, Buchdrucker.

1830.



Verzeichniß
der Subscribenten.

Biberach.

Herr D. Stecher.

Denkendorf.

Für die Schule.

Ellwangen.

Herr Schönbrod, Buchhändler. 4 Exemplare.
— Dr. Wächter, Obertribunal-Rath.

Erdmannhausen.

Herr Link, Provisor.

Eßlingen.

Herr Buhl, Seminarist.
— Grüb, Kaufmann.
— Katz, Papierfabrikant.

Göppingen.

Herr Schwarz, Papierfabrikant.

Gravenberg.

Herr Stauß, Provisor.

Heilbronn.

Herr Drechsler, Buchhändler. 5 Exempl.

Höfingen.

Herr Moser, Pfarrer.

Kirchheim.

Herr Dr. Faber.

Leonberg.

Herr Günzler, Dekan.

Meimsheim.

Herr Rieger, Pfarrer.

Oberurbach.

Herr Steudel, Pfarrer.

Schafhausen.

Herr Rentschler, Provisor.

Sindelfingen.

Herr Stahl, Gerichts-Notariats-Gehülfe.

Stuttgart.

Herr Binder, Kaufmann.
— v. Breitschwerdt, Staatsrath.
— Fezer, Ober-Revisor bei der K. Oberrechnungs-Kammer.
— Dr. Fezer.
— Gutscher, Registrator.
— Harpprecht, geh. Legationsrath.
— Metzler, Buchhändler. 2 Exempl.
— Pfaff, Hofrath.
— Graf v. Seckendorf, Regierungs-Rath.

Sulz a. N.

Herr Dekan Binder. 2 Exempl.

Tübingen.

Herr Haug, Professor.
— Heyd, Th. Stud.
— Jung, Th. Stud.
— Laupp, Buchhändler.
— Mohl, Professor.
— Osiander, Buchhändler. 5 Exempl.

Ulm.

Herr Moser, Präzeptor.

Waldsee.

Herr Göz, Pfandkommissär.

Vorwort.

Der Verfasser dieser, längst schon angekündigten, Schrift glaubte nicht mehr, daß dieselbe erscheinen würde, da die Anzahl der Suscribenten darauf so gar gering war. Der Verleger und er haben aber ihr Möglichstes gethan, um deren Erscheinung zu bewerkstelligen, und wenigstens den, schon angekündigten, ersten Theil den Subscribenten zu liefern. Wenn daher die Bogenzahl geringer ist, als Anfangs versprochen wurde, so ist der Druck dafür so eingerichtet, daß auf dieser geringern Zahl so viel oder mehr gegeben wurde, als bei gewöhnlichem Drucke auf 10 Bogen.

Der Verfasser hat alle, ihm zugänglichen, Quellen und Hülfsmittel, gedruckte und ungedruckte, getreulich benutzt, und des Stoffes für die künftigen Theile ist genug vorhanden, Man-

ches auch schon ausgearbeitet, so daß deren schnelle Erscheinung versprochen werden kann, sobald sich die hinlängliche Subscribentenzahl findet.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß Enzlins Lebensbeschreibung, als der Aufsatz über diesen Mann in den wirtenbergischen Jahrbüchern erschien, schon längst, aus den Original-Urkunden geschöpft, geschrieben, auch gröstentheils schon gedruckt war.

Eßlingen im August 1830.

K. Pfaff.

Melchior Jäger von Gärtringen.

Die Weisheit und die kräftige, rastlose Thätigkeit Herzogs Christoph hatten der wirtenbergischen Regierung in Teutschland nicht nur, sondern auch im Auslande ein Ansehen verschafft, welches sich selbst auf seinen, ihm unähnlichen, Sohn und Nachfolger forterbte, und eine regere Theilnahme Wirtenbergs, vornemlich an den Religions-Angelegenheiten bewirkte. Der Gang der politischen Verhandlungen jedoch war, wie die Staats-Verwaltung noch so einfach, daß es zum ersten Minister Wirtenbergs gerade keines eminenten Geistes bedurfte, sondern nur eines Mannes, mit guten Naturanlagen ausgestattet; gebildet, nicht nur auf Schulen, sondern vornemlich auch durch eine lange Kanzlei-Praxis, fleißig und unverdrossen in seinem Berufe und wohlkundig der Rechts-Wissenschaft. Kam hiezu noch eine, durch Reisen und an Höfen erworbene, feinere Weltbildung und Gewandtheit im Umgange und in Geschäften, nebst einer zierlichen, kräftigen Beredtsamkeit, so war der Staatsmann fertig.

Ein solcher Mann aber war Melchior Jäger, geboren im Jahre 1544; nachdem er seine Studien glücklich vollendet hatte, gieng er auf Reisen und erwarb sich hier die Kenntniß mehrerer fremden Sprachen, so daß er, nach seiner Zurückkunft ins Vaterland, 1566 von Herzog Christoph als Sekretär bei der Hofkanzlei angestellt und vornemlich bei Verhandlungen mit auswärtigen Regierungen gebraucht wurde.

Aber nicht seine Geschicklichkeit in solchen Arbeiten war es, die den Grund zu seinem Glücke legte; wäre er allein ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen, er hätte sich vielleicht nie so sehr emporgearbeitet, doch mit diesen Vorzügen verband er noch andere, die an Höfen gewöhnlich wirksamer sind, um das Glück eines Mannes zu befördern; er war ein feiner und gewandter Höfling und verstand die Musik sehr gut.

Deßwegen gab Herzog Christoph den jungen Sekretär seinem Sohne Ludwig zum Lehrer im Lautenschlagen, und hier wußte Jäger sich bald die volle Zuneigung seines Zöglings zu erwerben, die sich auch bis an dessen Tod ungeschwächt erhielt. Gleich nach Ludwigs

Thronbesteigung wurde er zum Kammer-Sekretär ernannt, erhielt 1586 den Titel eines Geheimen Rathes, und stand während dieser ganzen Regierung an der Spitze der Staatsverwaltung. Nur der Landhofmeister Erasmus von Leimingen und der Hofprediger Lukas Osiander, erstrer als Jugend-Genosse und Liebling des Herzogs, letzterer, weil bei dem frommen Ludwig das Wort seines Beichtvaters oft weit mehr als das Gutachten der Räthe galt, besaßen neben ihm noch Einfluß. Doch diese drei Männer, statt Versuche zu machen, einander aus der Gunst des Fürsten zu verdrängen, und so vielleicht einem Vierten emporzuhelfen, schloßen sich vielmehr eng an einander an, und befestigten so ihr Ansehen und ihre Macht. Sie hatten sich in die Herrschaft getheilt und wie Leimingen am Hofe, Osiander aber im Konsistorium, so herrschte Jäger in der Kanzlei, wo, auf des Herzogs ausdrücklichen, mehrmals wiederholten und streng eingeschärften Befehl, alle Sachen, ehe sie an den Landesfürsten gelangten, zuvor ihm zugestellt werden mußten.

Jägers Treue und Diensteifer verdienten auch wirklich Ludwigs volles Zutrauen, er arbeitete unverdrossen Tag und Nacht, er hatte bei all seinen Rathschlägen und Handlungen stets das Wohl und den Nutzen seines Herrn vor Augen, und war — eine seltene Eigenschaft bei Günstlingen von Fürsten — redlich genug, dessen Lieblings-Neigungen, wenn er sie als schädlich erkannte, nicht zu schmeicheln, sondern ihn vielmehr davor zu warnen. Davon ist noch ein sprechendes Zeugniß übrig, in einem Briefe Jägers an den Herzog (d. 13. August 1590), wo er diesen aufs Höchste bittet, sich im Trinken etwas mehr zu mäßigen und nicht fast Jedermann zu Gefallen sich, mehr als er vermöge und ihm gut sey, zuzumuthen, denn einmal schwäche er dadurch seine Gesundheit und benehme sich die Aussicht, Leibes-Erben zu bekommen, dann aber bewillige und verordne er in einem solchen Zustande auch Manches, was er, nach zuvor eingeholtem Gutachten der Räthe, gewiß abgeschlagen und unterlassen haben würde.

Dieser letzte Umstand gieng freilich auch den Geheimen Rath zu nahe an, als daß er nicht hätte suchen sollen, dergleichen Gelegenheiten, die man nur zu gerne benutzte, um seinem Einflusse entgegen zu arbeiten, abzuschneiden. Denn bei der großen Gewalt, die er ausübte, fehlte es ihm natürlich nicht an Neidern und Feinden, und er hatte mehr als einen Sturm zu bestehen. Aber Ludwigs Zuneigung zu ihm war zu fest eingewurzelt, und mochte dieser auch beim Trunke, wo er oft nur zu vertraulich gegen seine Zechgenossen werden konnte, einmal sich unwillig über seinen Günstling äußern, so war dieß doch nur eine vorübergehende Wolke und die Sonne seiner Gnade leuchtete Jägern bald wieder so hell als zuvor.

Der gefährlichste Sturm dieser Art erhob sich gegen Jäger zu Anfang des Jahres 1588, denn seine Feinde hatten auch des Herzogs Schwiegervater, den Pfalzgrafen Georg Johann von Lützelstein, mit ins Spiel gezogen, und dieser mußte sich mit der schweren Klage, daß Jäger zwischen Pfalz und Wirtenberg Feindschaft zu stiften suche, an Ludwig selbst wenden.

Aber der Herzog erwiederte, er kenne Jäger als seinen getreuen Diener und zweifle nicht, daß er fälschlich eines solchen Vergehens bezüchtigt werde, und daß ihm damit Gewalt und Unrecht geschehe. Wenn etwas Ungleiches an den Pfalzgrafen gelangt sey, so hätte er es mit mehr Bescheidenheit anbringen sollen, er wisse ja, daß Ludwig ihm alles Gutes wünsche, seine Klage beruhe auf einem bloßen Geschrei. Darum versehe er sich zu ihm, er werde die Sache nicht weiter gelangen, sondern auf sich beruhen lassen, auch ihm nicht Ordnung in der Regierung geben wollen, denn er sey nicht gesonnen, diese nach anderer Gutdünken zu bestellen.

Georg Johann war über diese Antwort nicht wenig empfindlich, da er aber denn doch mit seinem Schwiegersohne nicht in Unfrieden gerathen wollte, so gab er die Sache auf und mit seiner Erklärung, er habe es nicht unrecht gemeint, wurde das gute Vernehmen zwischen ihm und Ludwig wieder hergestellt.

Unter denen, welche Jägern damals zu stürzen versuchten, war selbst dessen eigener Schwager, Burkard von Berlichingen, welcher mancherlei über ihn zu klagen hatte, und den eine Aeusserung des Herzogs, er sey mit Jägers „Praktiken" unzufrieden, ermuthigte, mit seinen Klagen aufzutretten. Aber er fand so wenig Gehör als der Pfalzgraf, und mußte zuletzt widerrufen, worauf Jäger erklärte, er wolle es hiebei bewenden lassen, und der Herzog beiden Schwägern ein Handgelübde abnehmen ließ, daß sie das Geschehene vergessen und künftig gute Freundschaft halten wollten.

Jäger that bei dieser Gelegenheit einen Schritt, welcher beweißt, wie sehr er der Gunst seines Fürsten sich für versichert hielt, er bat „weil er so viel Widerwillen und üble Nachreden gegen sich vermerke" um seine Entlassung (d. 25. Februar 1588). Doch, statt ihm diese Bitte zu gewähren, erklärte Ludwig: Jäger sey von Jugend auf mehrentheils stets bei ihm und um ihn gewesen, und er könne ihm gegen männiglich das Zeugniß geben, daß er sich in all seinen Handlungen jeder Zeit aufrichtig, redlich und ganz treuherzig, namentlich in den wichtigsten und vertrautesten Geschäften stets alle Sorgfalt und allen Fleiß bewiesen habe, so daß er, der Herzog, niemals einen Fehl, noch Ursache zu klagen, sondern stets ein sonderliches, gnädiges Wohlgefallen an ihm gefunden habe. Ja, er versprach sogar, ihm dieß Zeug-

niß, durch sein Handsiegel bekräftigt, auszustellen, er bat ihn, in seinen getreuen Diensten, wie bisher, fortzufahren, und da Jäger nun seine Bitte zurücknahm, verhieß er ihm seinen gnädigen Schutz in jeder Widerwärtigkeit und versprach in der Kanzlei Alles nach seinem Willen anzuordnen (d. 28. März 1588).

Hier gieng es freilich damals gar unordentlich zu, man achtete nicht auf die fürstlichen Befehle, sondern warf sie unter den Tisch, oder ließ sie in den Schubladen vermodern, und waren sie gar zu scharf, so hieß es gleich: „Poz Schnapperment, es ist nur des Melchiors Arbeit!"

Unfleiß, Nachläßigkeit und Bestechlichkeit waren an der Tages-Ordnung, und die Früh- und Zwischentrünke raubten der Arbeit manche kostbare Stunde.

Das Uebel aber war um so ärger, die Abhülfe um so schwieriger, weil das böse Beispiel von oben kam. Wenn der Herzog die Zeit, die den Regierungsgeschäften gehörte, oftmals dem Becher widmete, wenn sein Liebling, der Geheime-Rath, einen silbernen Pokal oder ein anderes Geschenk so gerne annahm, und Ludwig selbst erklärte, dieß geschehe mit seiner Bewilligung, so konnte man freilich von den Unterbeamten Nichts Besseres erwarten, und Jägers Charakter war ohnehin nicht so kräftig, daß er sich das gehörige Ansehen bei seinen Untergebenen hätte verschaffen können.

Dazu kam nun noch das Erbübel Wirtenbergs, dessen gänzliche Vertilgung wohl auch noch jetzt manche Zeit und Mühe kosten wird, so viele Wunden es schon dem Vaterlande schlug, so mancher wackere Mann dadurch zurückgesetzt, oder wohl gar dem Staatsdienste ganz entrissen wurde, der Nepotismus. Selbst Herzog Christoph hatte fruchtlos diese Hyder zu erdrücken gesucht, wie vielweniger war dieß von seinem Sohn Ludwig zu erwarten? Sie erhob sich mächtiger als je, Gunst oder Verwandtschaft kamen bei Aemterbesetzungen am meisten in Betracht, wer mit den Oligarchen, welche damals am Ruder saßen, verwandt war oder werden konnte, wer bei einem der Gewalthaber sich beliebt zu machen wußte, der durfte sicher auf ein Amt hoffen, und war er demselben auch nicht gewachsen, versah er auch etwas darinn, so verdeckte man es, so lang's nur möglich war. Die Weiber aber spielten dabei auch keine geringe Rolle, und die Basen waren so einflußreich als die Vettern. Kurz — wie ein Lied aus jenen Zeiten sagt — nicht geringen Nachtheil brachten dem Lande, verschwägerte Theologen und Staatsmänner, Weiberzungen, schwäbisch Geschwätz und Dauzbrüder.

Jäger selbst war von dem allgemeinen Gebrechen seiner Zeit nicht frei und bei der wichtigen Stellung, die er im Staate einnahm, war

es auch natürlich, daß er öfters in den Fall kam, auf solche Art für seine Verwandten und Schützlinge zu sorgen; bei den vielen Feinden aber, welche er hatte, gebot es ihm sogar die Klugheit, sich auf solche Art unter den Staatsbeamten einen bedeutenden Anhang zu verschaffen. Bei seiner freundlichen Herablassung, seiner Treuherzigkeit und Entfernung von jedem Uebermuth, mochte dann wohl auch der durch ihn Emporgekommene den Abstand zwischen sich und dem Schöpfer seines Glücks vergessen, oft auch mehr verlangen, als Jäger gewähren zu dürfen glaubte, und so ist es kein Wunder, wenn man in der Kanzlei weder recht zufrieden mit ihm, noch so ehrerbietig gegen ihn war, als es sich gebührte.

Doch er blieb darum immer der vielgewaltige Minister und ohne ihn wurde in kirchlichen und Staats-Angelegenheiten Nichts von Wichtigkeit ausgemacht. Er nahm an der Konkordienformel so gut Antheil als an den Verhandlungen mit den Landständen, und als er seinen Herzog immer mehr, ohne Hoffnung noch einen Leibeserben zu bekommen, dahin welken sah, gab er sich alle Mühe, um ja die schlimmen Folgen möglichst abzuwenden, welche man für das Land von Ludwigs Nachfolger, dem raschen, heftigen, mit großen Planen beschäftigten, Grafen Friderich von Wirtenberg-Mömpelgard besorgte.

Er ließ es an Ermahnungen deßwegen beim Herzog Ludwig gar nicht fehlen, und band ihm das Wohl seiner getreuen Landschaft recht sehr aufs Herz. Bei den Verhandlungen mit dem voraussetzlichen Nachfolger, bei der Abfassung des herzoglichen Testaments erwies er sich sehr thätig, und machte mancherlei Plane, unter anderm einen Schuldentilgungs-Plan, von dem er sich den besten Erfolg versprach.

Aber seine Entwürfe, wie seine Macht, verschwanden mit des Herzogs Ludwig Tode (d. 8. August 1593), denn bei dessen Nachfolger vermochte er sich nicht in Gunst zu setzen. Friederich, der stets gute Nachrichten vom Hofe seines Vetters hatte, wußte wohl, wie Jäger von ihm denke, und wie er den Neuerungen, die man von ihm befürchtete, entgegen zu arbeiten suche. Er mochte auch erfahren haben, daß Jäger der Landschaft den Rath gegeben habe, ihn bei der Thronbesteigung zu ermahnen, daß er doch, besonders zu hohen Aemtern geschickte, redliche, gottesfürchtige Männer, welche in Landes- und Landschafts-Angelegenheiten wohl erfahren wären, besonders aber Eingeborne und nicht Ausländer, wie er sie bisher um sich gehabt habe, wählen möchte. Jägers Feinde, so wie die, welche zur Unzufriedenheit mit ihm Ursache zu haben glaubten, waren in diesem, für sie so günstigen Zeitpunkte gewiß nicht müßig, und so wurde Friderich immer mehr gegen den Mann eingenommen, welchen er als das Haupt der alten

Parthei, die nur auf Widerstand gegen ihn und seine Entwürfe bedacht war, betrachtete.

So war Jägers Sturz unvermeidlich, allein Friderich, zu klug, um gleich beim Eintritt in Wirtenberg einen Mann von solcher Wichtigkeit auf eine auffallende Weise zu entfernen, begnügte sich damit ihn nach und nach auf die Seite zu schaffen. Doch, wie es mit ihm stehe, konnte Jäger schon bei der Untersuchung merken, welche der neue Herzog in der Kanzlei, vornemlich über die Verwaltung der Landes-Einkünfte, der Kammer und des Kirchenguts anstellen ließ, denn weder die Gunst des verstorbenen Herzogs und sein früheres Ansehen, noch sein hoher Posten, schützten ihn vor der Verwicklung darein, und im Publikum gieng sogar das Gerücht, er werde dem Kirchenkasten 6000 Gulden Ersatzgelder zahlen müssen. Ob dieß Gerücht wahr gewesen, ist nicht bekannt, nur soviel erhellt aus den sehr mangelhaften Nachrichten, daß Jäger noch 1599 an einer „bewußten Anlehnungs-Summe" vierteljährige Zieler von 150 Gulden zu zahlen hatte, wenn und wozu er aber dieses Anlehen erhielt, darüber ist auch nicht das Mindeste zu finden.

Kurz, sein Ansehen sank von Tag zu Tag immer mehr, und man ließ es ihn nur zu deutlich merken, daß jetzt die Zeit der Gunst vorüber, und daß er ziemlich überflüßig geworden sey. Er bat um Bestätigung seiner Lehen und eines Gnadenjagens, das er von Herzog Ludwig erhalten hatte; Friderich entschuldigte sich mit Reisen und Geschäften, ertheilte seinem „lieben und getreuen" Geheimen-Rathe aber dagegen die Erlaubniß, sich auf seine Güter, oder wohin er sonst wollte, zu begeben. Darüber wurde Jäger gar sehr betretten, und flehte, „der Herzog möchte ihn doch, als einen alten Diener sich empfohlen seyn lassen," worauf die Antwort kam (d. 22. September 1594), es sey nicht so gemeint, als ob er für beständig auf seine Güter gehen sollte, sondern nur eine Zeitlang, der „sterbenden Läufe" halben, gleich andern Räthen.

Denn man konnte den, durch seine langen Dienste in Kanzlei-Geschäften so erfahrenen, der Landes-Angelegenheiten so wohl kundigen, Mann noch nicht gleich völlig entbehren, auch wollte man seine Bekanntschaften am kaiserlichen Hofe für eine Angelegenheit benutzen, deren glückliche Vollendung dem Herzog Friderich sehr am Herzen lag.

Es war dieß der Versuch die, von Herzog Ulrich 1534 nothgedrungener Weise bewilligte, doch weder von den wirtenbergischen Landständen, noch von den teutschen Kurfürsten jemals anerkannte, östreichische Afterlehenschaft los zu werden; denn durch sie kamen Wirtenbergs Beherrscher in eine Abhängigkeit von Oestreich, welche für sie nicht nur drückend, sondern in gewissen Fällen selbst gefährlich werden konnte.

Bei der Betreibung dieser Angelegenheit am kaiserlichen Hofe war Anfangs Jäger ebenfalls noch sehr thätig, und wußte es auch dahin zu bringen, daß sein Schwager Burkard von Berlichingen, mit dem er längst wieder ausgesöhnt war, zum Haupt-Unterhändler darinn erwählt wurde. Gelang es diesem, die Sache glücklich durchzuführen, so war sein heftig schwankendes Ansehen neu befestigt, und er konnte bei seiner Gewandtheit und Geschmeidigkeit hoffen, sich auch in dem neuen System zu erhalten, so wenig seine Ansichten und Grundsätze darein paßten.

Allein indessen schwang sich Matthäus Enzlin in der Gunst des Herzogs immer mehr empor und arbeitete mit Macht Jägern entgegen. Er suchte Berlichingens Treue verdächtig zu machen, er gab ihm Schuld, daß er die Sache nicht rasch und emsig genug betreibe, und mehr für seinen als für des Herzogs Vortheil besorgt sey, wodurch er es auch endlich dahin brachte, daß Berlichingen nicht blos zurückberufen, sondern sogar gefangen gesetzt (1597) und erst nach drei Jahren wieder frey gelassen wurde.

Dadurch wurde auch Jägers Sturz vollendet, und seine weitern Versuche, ihn abzuwenden, waren fruchtlos; ein Badgeschenk, das er dem Herzog zusandte, wurde mit der Aeußerung, der Herzog habe dergleichen Sachen schon, und sey überhaupt nicht Willens von seinen Dienern Verehrungen anzunehmen, zurückgeschickt (d. 9. Junius 1597), und spätere Schreiben Jägers sogar zerrissen und ganz unbeantwortet gelassen.

So blieb ihm Nichts übrig, als in Ruhe den Tag der Vergeltung zu erwarten, der auch schneller, als er vielleicht hoffte, kam. Am 29. Januar 1608 starb Friderich, und sogleich erhob sich die bisher unterdrückte Parthie, Jägern an ihrer Spitze, wieder. Ueber Matthäus Enzlin und seine Genossen aber brach jetzt das Strafgericht herein, und obwohl Jäger an dem gerichtlichen Verfahren wider sie, keinen unmittelbaren Antheil nahm, so arbeitete er doch auch auf mancherlei Weise an ihrem Sturze mit.

Zugleich nahm er von Neuem den eifrigsten Antheil an den Regierungs-Geschäften, er verfaßte einen ausführlichen Aufsatz über den Finanzzustand Wirtenbergs, der freilich wenig Trost gab, denn die Einnahmen deckten die Ausgaben bei weitem nicht, und es war auch keine Aussicht da, daß dieß Mißverhältniß sich vermindern würde, vielmehr mußte man gegründete Besorgnisse hegen, daß die Summe der Ausgaben noch steigen würde. Die Bereitwilligkeit der Landstände zu neuen Beisteuern war so sehr erschöpft als die fürstlichen Kassen, und Jäger schlug daher eingezogeneres Wesen, eine ordentlichere Haushaltung, eine gründliche und durchgreifende Verbesserung vor. Aber

so nützlich auch seine Vorschläge waren, so wenig wurden sie befolgt, und er selbst war nicht der Mann, um die strenge und genaue Ausführung derselben durchzusetzen.

Auch an den Verhandlungen wegen der sogenannten Union, oder des allgemeinen Bündnisses der Evangelischen, „um dem länger je mehr hervorbrechenden Papstthum mit vereinten Kräften entgegen zu wirken," nahm Jäger Antheil, half beim Abschluß derselben, war aber mit ihrem Fortgang nicht zufrieden, sondern meinte, man gehe zu weit und fordre die Rache der Gegner heraus, welche dann zuerst Wirtenberg treffen würde, weßwegen das geworbene Kriegsvolk abgeschafft und ein gütlicher Vertrag versucht werden sollte.

So sah am Abende seines Lebens, Melchior Jäger, sich nochmals im Besitz seiner früheren Gewalt, und der vollen Gunst seines neuen Landesherrn, Herzogs Johann Friderich, er sah den völligen Sturz seines Hauptgegners, Matthäus Enzlin, aber nicht mehr erlebte er es, diesen auf dem Blutgerüste zu erblicken.

Eine angestrengte, vielfache Thätigkeit hatte schon früher seine Kräfte geschwächt, er kränkelte schon längere Zeit, und obgleich er während des größten Theils der Regierung Friderichs wenig zu thun hatte, so war doch auch diese unfreiwillige Muse bei dem Verlust all seines Ansehens und Einflusses nicht geeignet seine Gesundheit herzustellen. Doch war er auch in den letzten Jahren, dem Anscheine nach, für sein Alter noch recht rüstig, munter und rasch, da überfiel ihn am 1. März 1611 in der Kanzlei, während der Arbeit, ein Schlag, der sich zwei Tage später mit Heftigkeit wiederholte, ihm die meisten Glieder, auch die Zunge lähmte. Von nun an schwanden Besinnung und Bewegung bei ihm immer mehr, und um 12 Uhr Mittags, am Donnerstag den 4. April, entschlummerte er sanft. Er wurde den 11. April in der Kirche zu Höpfigheim begraben, und zwar, wie er selbst befohlen hatte, ohne Prunk, nicht in köstlichen Gewändern, noch mit einem Schwerdt an der Seite, wie damals bei Adlichen Sitte war.

Seinen Charakter haben wir aus dem Verlaufe unsrer Erzählung schon kennen gelernt; seine guten Eigenschaften, Redlichkeit und Treue, Herablassung und Demuth, Mildthätigkeit und Barmherzigkeit lassen uns seine Schwächen, die meist auch die seiner Zeit waren, vergessen, und sein Eifer für das Fürstenhaus, welchem er diente, und für das Land, in welchem er an der Spitze der Regierung stand, verdient immer Anerkennung, wenn es ihm auch an der nöthigen Kraft fehlte, das Gute, das er bezweckte, stets ins Leben zu rufen.

Er zeichnete sich auch durch eine ungeheuchelte Frömmigkeit und innige Gottesfurcht aus, und war der eifrigste Anhänger und Vertheidiger der lutherischen Lehre, aber freilich auch von einem der grösten

Gebrechen seiner Zeit, dem Hasse gegen die übrigen Glaubens-Parteien, nicht frei, vornemlich gab er sich stets die gröste Mühe, daß die Lehre der Reformirten doch ja in Wirtenberg nicht Eingang finden möchte.

Er verfaßte eine Erbauungsschrift unter'm Titel: Relationes et meditationes piae ex psalmis collectae (Tubingae 1592. 8.) und eine gereimte Umschreibung des einunddreißigsten Psalmen: (In dich hab ich gehoffet Herr), welche in den meisten ältern Gesangbücher aufgenommen worden ist.

Auch verfertigte er ein Bekenntniß des Glaubens, auf welchen er zu leben und zu sterben begehre (d. 10. September 1572), um dadurch der Verheißung Christi, daß er den, welcher ihn vor den Menschen bekenne, auch vor seinem Vater bekennen wolle, theilhaftig zu werden, zum Lobe Gottes und um zu zeigen, daß er ein Anhänger des wahren Glaubens sey. Dabei legt er das Augsburgische Glaubensbekenntniß, als in Gottes Wort wohl begründet, zu Grunde, gibt darnach sein eignes, mit Stellen aus der heiligen Schrift wohl versehenes, Bekenntniß, erklärt, daß er nicht allein die päpstischen Greuel, sondern auch alle andere Schwärmerei und Ketzerei, verwerfe, und all seine Nachkommen aufs Eifrigste davor warne, auch wo er je etwas diesem seinem Bekenntniß Widersprechendes reden oder thun würde, dieß als nichtig angesehen haben wollte.

Im Mai des Jahres 1602 aber setzte er noch einen eigenen „Abschied aus dieser armen Welt" auf, wo er zuerst aus Cicero's Werken, dann aus der heiligen Schrift Stellen über die Flüchtigkeit des Lebens, die Gewißheit des Todes und die Ungewißheit der Sterbestunde anführt, Gott für seinen Seegen auch in zeitlichen Dingen dankt, die Seinigen ermahnt, sein Testament getreulich zu vollziehen, von ihnen, seinen Freunden am Hof, in der Kanzlei und auf dem Lande, Abschied nimmt, jeden, den er etwa beleidigt habe, um Verzeihung bittet, auch seinen Beleidigern vergibt, sein Glaubens- und Sünden-Bekenntniß ablegt, und sich seinem Herrn und Gott empfiehlt.

Jägers Wahlspruch hieß: Gelitten und gestritten! Er hinterließ ein sehr ansehnliches Vermögen, sein vollständiger Titel war: Melchior Jäger von Gärtringen, zu Höpfigheim, auf Ebersberg und Jägersberg; Ebersberg erkaufte er d. 4. August 1606 von Wirtenberg, Höpfigheim besaß er als wirtenbergisches Lehen. Er war dreimal verheurathet, der Namen seiner ersten Gemahlinn ist unbekannt, die zweite war Anna von Berlichingen (d. 15. August 1586), welche den 16. Dezember 1594 starb, die dritte, Barbara von Hangersleben, welche ihn nebst vier Kindern, worunter zwei Söhne, Ludwig und Konrad, waren, überlebte.

Quellen: Drei christliche Predigten, deren die zwo ersten über der Leich weiland Melchior Jägers u. s. w., die dritte aber, als seinen Söhnen die Huldigung erstattet worden, den 11. 12. und 13. April 1611 gehalten wurden, sammt angehängtem Glaubensbekenntniß und Abschied des Verstorbenen. Tübingen 1611. 4. — Predigt über der Leich der Frau Anna Jägerinn von Gärtringen gehalten durch Lucam Osiandrum D. Tübingen 1595. 4. — Außer diesen, wenig Ausbeute gewährenden, Druckschriften (das Carmen elegiacum in nuptias secundas M. J. von Erh. Cell konnte ich nicht bekommen) sind blos handschriftliche Nachrichten benutzt worden.

Matthäus Enzlin.

Die Herrschsucht der Fürsten findet zur Ausführung ihrer Plane, um die Freiheit und Rechte der Völker zu unterdrücken, immer Werkzeuge, welche, von Ehrsucht, oft auch von Geldgeiz getrieben, ihnen bei Erfindung und Vollstreckung jener Plane aufs Bereitwilligste beistehen. Reichthum und Ehre sind gewöhnlich ihre Belohnung dafür, aber bisweilen erreicht sie auch die gerechte Vergeltung, und das Ende ihres glanzvollen Lebens ist mit Schande bedeckt.

Zu den letztern Männern gehört auch Matthäus Enzlin, welcher unter der Regierung Herzog Friderichs von Wirtenberg eine so bedeutende Rolle spielte.

Er war zu Stuttgart den 16. Mai 1556 geboren, sein Vater, Johann Enzlin, von Dizingen gebürtig, bekleidete vom Jahre 1567 bis 1584 die Stelle eines Direktors des Kirchenraths, legte sie hierauf freiwillig nieder, blieb aber bis zu seinem Tode (d. 23. April 1601) als Rath bei dieser Behörde, seine Mutter, die Tochter des bekannten Reformators, Matthäus Alber, starb den 31. August 1591.

Seine erste Erziehung leitete der mütterliche Grosvater, welcher als Abt zu Blaubeuren im Jahre 1570 starb, und suchte vornemlich den religiösen Sinn des Knaben zu wecken, ihn zu einem züchtigen und mäßigen Lebenswandel zu ermuntern. Bei guten Geistesanlagen und einem unverdroßnen Fleiße machte Enzlin schnelle Fortschritte, und konnte frühzeitig die Hochschule in Tübingen besuchen, wo er in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre Doktor beider Rechte wurde. Er fieng nun auch an, selbst Unterricht zu geben und zwar mit vielem Beifall, so daß er gleich im ersten Jahre 39 Zuhörer bekam. Denn sein Vortrag war sehr angenehm, dabei gründlich und verständlich, und mit Leichtigkeit löste er die schwersten, ihm vorgelegten, Rechts-Fragen.

Nach drei Jahren jedoch verlies er die Hochschule und gieng nach Speier, um hier, beim Reichskammergericht, sich in der Rechtspraxis zu üben, that auch daselbst Advokaten-Dienste. Er muß damals sich schon einen gewissen Ruf erworben haben, denn im Jahr 1581 ernannte ihn der Kurfürst Ludwig der Sechste von der Pfalz zum

ordentlichen Professor der Rechte auf der Heidelberger Hochschule, mit Sitz und Stimme im Akademischen Senat, und er hielt hier Vorlesungen über die Pandekten. Im nemlichen Jahre, an seinem Geburtstage, verheurathete er sich mit Sabina, der Tochter des berühmten Tübinger Rechtslehrers Nikolaus Varenbüler.

Zwei Jahre später starb der Kurfürst von der Pfalz und der Vormünder seines Sohnes, Friderich des Vierten, der Pfalzgraf Johann Kasimir von Lautern führte nun die reformirte Religion von Neuem ein. Dieß war für den, nach streng lutherischen Grundsätzen erzogenen, Enzlin der Grund, sich von Heidelberg zu entfernen, und leicht verschafften ihm das Ansehen und der Einfluß seines Schwiegervaters die, durch Erblindung Johann Kappelbecks, erledigte Stelle eines Rechtslehrers zu Tübingen (1585).

Er lehrte hier mit großem Beifall, und hatte eine sehr ausgebreitete Rechtspraxis, welche ihm jährlich so viel einbrachte, daß sein Einkommen alle Jahre 3000 Gulden betrug. Er war angesehen und geachtet, hatte mehr noch als er bedurfte und befand sich so in einer wirklich glücklichen Lage.

Hätte er sich nur damit begnügt, und den, freilich auch durch des Schwiegervaters Vorstellungen noch mehr gereizten, Lockungen seines Ehrgeitzes kein Gehör gegeben, so würde er noch jetzt einen ruhmvollen Namen haben, aber er folgte der Stimme jener Leidenschaft, und überhäufte so sein Angedenken mit Schande.

Friderich hatte schon als Graf sich seiner in manchen Angelegenheiten bedient, und suchte, sobald er den wirtenbergischen Herzogs-Thron bestiegen hatte, ihn ganz in seine Dienste zu ziehen. Um ihn zu gewinnen, und als Beweis seiner Gnade, hatte er ihn gleich nach seinem Regierungs-Antritt zum fürstlichen Deputirten bei der Hochschule ernannt, bald darauf trug er ihm die Stelle eines Rathes „von Haus aus" an, daß er ihm in geistlichen und weltlichen Geschäften, wie es Zeit und Gelegenheit der Sachen erforderten, zu Hause, bei der Kanzlei und Hofhaltung, auch an andern Orten, wo der Herzog seiner bedürfen und ihn gebrauchen würde, gegen männiglich getreulich diene, rathe und helfe, Staatsgeheimnisse bis in den Tod verschweige, stets des Herzogs Nutzen befördre und ihn vor Schaden warne. Seine fixe Besoldung dafür sollte 116 Gulden, 20 Scheffel Dinkel und 1 Fuder Wein betragen, er auch überdieß 2 Hofkleider bekommen, und so oft er von Tübingen wegberufen würde, dafür noch besonders belohnt werden.

Enzlin bedachte sich zwar eine Weile, ob er diesen Antrag annehmen sollte, weil er „seine Praxis und Bestallung bei andern Herrschaften dadurch zu verlieren fürchtete," entschloß sich aber endlich doch zur

Annahme der ihm angebotenen Stelle (im April 1594). Von nun an wurde er vom Herzog zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, erhielt 1596 eine Zulage 1) und als der akademische Senat klagte, Enzlin könne, allzuviel mit Staats-Angelegenheiten beschäftigt, fast gar keine Vorlesungen mehr halten, es wäre daher nothwendig, seine Stelle durch einen andern zu ersetzen, übernahm im Jahre 1602 Friderich endlich dessen Besoldung ganz, der Senat aber gab ihm, „wegen seiner großen Verdienste um die Hochschule", auf lebenslänglich ein Leibgeding 2).

So tratt nun Enzlin als Geheimer-Rath 3) völlig in Friderichs Dienste und schwang sich in Kurzem zu dessem ersten Minister und Rathgeber empor.

Denn er hatte bald des Herzogs Schwächen aufgespürt, er gieng bereitwillig in die neuen politischen Grundsätze desselben, in seine, bisher in Wirtenberg wenig bekannten, Begriffe von den Rechten und Befugnissen des Fürsten ein, und unterstützte ihn aufs Eifrigste in seinem Streben nach unbeschränkter Macht und in den Bemühungen, sein Land zu vergrößern. Zum großen Staatsmann fehlte ihm freilich noch gar Vieles, er besaß weder politischen Tiefblick, noch Geistesgröße, dafür aber desto mehr Verschmitztheit, Geschmeidigkeit, eine, schlangenartig zwischen allen Anstößen sich durchwindende, Klugheit und niemals war er verlegen über die Wahl der Mittel, die ihn zu seinem Zwecke führen konnten. Bei dem damaligen Stande der Politik, die in so kleinlichten und beengten Formen sich bewegte, kamen ihm seine, durch eine lange Uebung erlangte, Bekanntschaft mit allen Künsten,

1) 136 fl., 55 Scheffel Dinkel, 4 Scheff. Rocken, 5 Scheff. Haber, 14 Eimer Wein, 2 Hofkleider.

2) Sein Gehalt war nun: 500 fl., 106 Sch. Dinkel, 40 Sch. Haber, 7 Sch. Rocken, Erbsen, Gerste, von jedem 2 Scheffel, 22 Eimer Wein 30 Klafter Holz, 2 Hofkleider, Neujahrs-Verehrung und 10 Imi Eilfinger als Gratial. Das Leibgeding betrug 100 fl., 5 Scheffel Korn, 2 Eimer Wein.

3) Es gab damals noch keine besondere Behörde unter diesem Titel, sondern der Herzog wählte aus dem Hof- und Ober-Rath diejenigen nach Belieben, welche er zu seinen geheimen Berathschlagungen ziehen wollte, und diese erhielten dann den Titel Geheimen Räthe. Kanzler war Enzlin nie, diese Stelle war während Friderichs Regierung stets von andern besetzt (Aichmann 1589—1602, Reinhard 1602—1608), und in all den zahlreichen Urkunden aus diesen Zeiten kommt auch nicht die geringste Spur davon vor, der Herzog nennt ihn stets in öffentlichen und Privatschriften seinen Geheimen-Rath.

Kniffen und Ränken der Rechts-Praxis, und seine juridische Gelehrsamkeit sehr zu Statten. Er arbeitete fleißig und mit Leichtigkeit, war ein guter Redner und besaß viel Fertigkeit in schriftlichen Aufsätzen.

So war der Mann, welcher nun, in Friderichs Gunst immer höher steigend, sich der obersten Leitung der Staats-Angelegenheiten bemächtigte, Ehrsucht, mehr aber noch Geldgeiz, die Hauptleidenschaften, für deren Befriedigung er nun Alles that und wagte.

Nicht nur vom Herzog selbst wußte er von Zeit zu Zeit ansehnliche Verehrungen zu erlangen, auch die wirtenbergische Landschaft, so wie fremde Fürsten und Adliche, welche am wirtenbergischen Hofe etwas durchsetzen wollten, mußten ihm reiche Geschenke machen 4). Selbst Verehrungen, welche Friderich Andern bestimmt hatte, unterschlug er ganz oder Theilweise.

Er mißbrauchte seine große Gewalt auch dazu, daß er sich von den Pflegern der Kammer und des Kirchenguts Wein, Früchte und Anderes liefern ließ, und er schämte sich nicht, selbst Schuld-Urkunden zu verfälschen, oder ganz falsche zu machen, wofür er dann bei der Landschreiberei (Staatskasse) Zinnse erhob.

Auch das Vertrauen des Herzogs mißbrauchte Enzlin auf die schändlichste Art, indem er mittelst der, ihm von diesem übergebenen, mit der fürstlichen Unterschrift versehenen, Leerbögen (Cartes blanches) vom Kirchenkasten und von der Landschaftseinnehmerei Geld erhob, noch mehr aber durch die vielen Anleihen, zu welchen er ihn verleitete.

Wohlbekannt nemlich mit der Begierde Friderichs, sein Land zu vergrößern, wußte er diesen zu überreden, kein besseres Mittel gebe es hiezu, als wenn er verschuldeten Adlichen, deren es damals eine große Menge gab, Geld auf ihre Güter vorstrecke, denn so würde er nach und nach in den Besitz dieser Güter selbst kommen. Enzlin erhielt also Vollmacht, sich in dergleichen Unterhandlungen einzulassen und setzte nun eine Menge christlicher und jüdischer Mäkler in Bewegung, die ihm genug Adliche zuführten, welche auf diese Art aus dringenden Nöthen sich zu befreien suchten. In Schätzung ihrer Güter war er

4) Von Friderich z. B. erhielt Enzlin 1593—94 an Geld 400 fl., eine silberne Kette zu 200 fl. 1596. 3100 fl. 1607 d. 16. Junius schickte der Herzog ihm in einem goldnen Pokal 1000 Reichsthaler. Vom Markgrafen von Baden erhielt er 1500 fl., von Brandenburg-Anspach 1000 fl. vom Administrator von Straßburg 4000 fl. und die Exspektanz auf ein Stiftslehen in Oberkirch, goldne Ketten im Werth zu 4000 fl., zusammen von Fürsten und Adlichen 23'800 fl.

dabei gar nicht skrupulös, mancher erhielt so viel Geld, als seine Güter kaum oder nicht einmal werth waren, dafür aber mußte er dem Geheimen-Rath und seinen Gehülfen auch einen stattlichen Abtrag geben, er mußte es sich gefallen lassen, die Münze in der höchsten Währung, z. B. den spanischen Königsthaler statt zu 21 zu 23 Batzen, anzunehmen und für einen Theil der Summe Kleinodien, Silbergeschirr, Wein und Früchte in übermäßigem Anschlag zu empfangen.

Durch solche Mittel wußte Enzlin sein Vermögen bedeutend zu vergrößern, er erwarb sich den Flecken Hochdorf, hatte Häuser zu Stuttgart und Tübingen, und Güter auf den Markungen dieser Städte, daneben auch beträchtliche Kapitalien, so daß sein Gesammt-Vermögen zuletzt gewiß 130,000 Gulden betrug 5).

Die erste Sache von Wichtigkeit, wobei er gebraucht wurde, betraf die schon erwähnte östreichische Afterlehenschaft. Der Landschaft hatte er hierüber schon früher ein Bedenken stellen müssen, jetzt aber verfertigte er ein noch viel weitläufigeres, mit juridischer Gelehrsamkeit reichlich ausgestattetes, Gutachten darüber für den Herzog (im November 1593). Hierinn wird die Frage erörtert, ob Friderich schuldig sey, das Herzogthum Wirtenberg als östreichisches Afterlehen zu empfangen, nach Anführung der Gründe für die Bejahung derselben, deren Widerlegung versucht, noch mehrere gewichtigere Gründe werden für ihre Verneinung angeführt, und daraus endlich der Schluß gezogen, der Herzog könne, ohne alle Gefahr, den Versuch zu Aufhebung der Afterlehenschaft auf rechtlichem Wege machen.

Enzlins Schrift fand allgemeinen Beifall, und er selbst wurde daher mit mehreren andern wirtenbergischen Räthen und etlich Abgeordneten der Landschaft auf den Regensburger Reichstag geschickt, um hier beim Kaiser und den Erzherzogen von Oestreich diese Sache zu betreiben (1594).

5) Enzlin selbst gibt für 1593 sein Vermögen auf 30,300 fl. an, dazu erbte er 1604 von seinem Schwiegervater noch 12,000 fl., indem er, wie sein Schwager Aichmann schreibt, „den Miterben durch seinen schändlichen Geiz vieles entzog.“ Nach dem Inventarium von 1609 hatte er: Baar Geld 1081 fl. 8 kr., Kapitalien 49,367 fl., Ringe, Ketten und Kleinodien 987 fl. (nach dem Obenangegebenen offenbar viel zu gering angeschlagen, aber wahrscheinlich war viel davon auf die Seite geschaft worden), Silbergeschirr 2176 fl., Wein und Früchte 20,450 fl., gemeinen Hausrath 1000 fl., Häuser und Güter 18,200 fl., Hochdorf 50,000 fl., nach Abzug von 16,860 fl. Schulden zusammen 126,401 fl. 38 kr. Beim Morgenessen soll er einmal gegen seine Frau geäußert haben, in Kurzem sey er so weit, daß er alle Stunden einen Gulden zu verzehren habe, das ließe auf ein noch größeres Vermögen schließen.

Aber es gieng nicht so schnell, als man hoffte, eine Menge von Schwierigkeiten mußten aus dem Wege geräumt, zahlreiche Bedenklichkeiten beseitigt, große Hindernisse besiegt werden, selbst der schon erwähnte Umstand, daß einer der ersten Unterhändler Friderichs am Hofe des Kaisers zu Prag, Burkard von Berlichingen, der Schwager Melchior Jägers, war, verzögerte die Sache und es kostete viel Mühe, Zeit und Geld, bis endlich der, die lästige Afterlehenschaft aufhebende, Prager Vertrag zu Stande kam (d. 24. Januar 1599).

Enzlin, obwohl er seit dem Regensburger Reichstage nie mehr als Unterhändler in dieser Angelegenheit gebraucht wurde, nahm dennoch den eifrigsten Antheil daran, und ohne sein Gutachten und seine Zustimmung wurde nichts Wichtiges darinn unternommen. Er hatte sich dem Herzog zu unentbehrlich zu machen gewußt, als daß dieser ihn ohne Noth hätte von sich fort lassen und irgendwohin versenden sollen. Einer der wenigen Fälle, wo dieß geschah, ereignete sich im Jahre 1599, und bei dieser Gelegenheit kam Enzlin in Lebensgefahr.

Friderich hätte gar zu gerne seinem Sohne, Ludwig Friderich, die bischöffliche Würde in Straßburg verschafft, um welche sich damals der protestantische Markgraf Johann von Brandenburg und der katholische Kardinalbischoff von Mez, Karl von Guise stritten. Er ließ sich daher mit beiden in weitläufige Unterhandlungen ein, die ihn aber so wenig zum Zwecke führten, daß er endlich zufrieden seyn mußte, da ihm der Kardinal für seines Sohnes vermeintliche Ansprüche auf das Bisthum Straßburg das Amt Oberkirch auf 30 Jahre als Pfandschaft abtratt (d. 20. Febr. 1600).

Um diese leztere Unterhandlung einzuleiten, waren zu Ende des Jahres 1599 Enzlin, Graf Konrad von Tübingen, Obervogt zu Hornberg, und Christoph Firks, ein liefländischer Edelmann, der damals in hoher Gunst beim Herzog stand, zum Kardinal gesendet worden. Auf der Rückreise giengen alle drei die Steige bei Schramberg zu Fuße herab, voraus vor ihren Wagen und ihrem Gefolge. Da beschmuzte der Graf von Tübingen, welcher etwas betrunken war, dem Christoph Friks die Stiefel, dieser, darüber erzürnt, forderte ihn heraus, es kam zu Händeln, der Graf von Tübingen ward tödtlich verwundet und starb nach 7 Tagen (d. 25. Januar 1600). Firks rettete sich durch schleunige Flucht. Enzlin selbst, welcher Frieden stiften wollte, erhielt einen Stich in den Arm, eine Wunde über dem Auge und entkam mit Mühe, ein Holzhauer zeigte ihm den Weg, sonst hätte er bei dem tiefen Schnee und der heftigen Kälte umkommen müssen.

Vornemlich aber bediente sich Friderich seines Geheimen-Raths bei den Verhandlungen mit der Landschaft, denn gerade hiezu schien er der tauglichste Mann, er war vollkommen in seines Gebieters Plane einge-

geweiht, und entschlossen, ihm denselben auf jede Art ausführen zu helfen, er besaß auch Klugheit, List und Rednertalente genug, um eine solche Versammlung zu bearbeiten, und des Herzogs Unternehmungen aus dem vortheilhaftesten Standpunkte, seine Anträge so billig als möglich darzustellen.

So wußte er auf dem Landtage im Februar 1599 den Nutzen, welchen die Aufhebung der Afterlehenschaft der Landschaft gewährte, recht lebhaft zu beschreiben, ihre Bedenklichkeiten über einige Punkte und Ausdrücke im Prager Vertrag zu beschwichtigen. Aber er sah bald, daß sie, ohne die begehrte Abhülfe ihrer mannigfachen Beschwerden, die Anträge des Herzogs nicht bewilligen würde, und so mußte er nun auch diesen, der von den Beschwerden gar Nichts hören wollte, hiezu geneigter zu machen suchen, so daß denn zuletzt doch der Landtag sich zu beiderseitiger Zufriedenheit endigte, Friderich erhielt die verlangte Geldhülfe (400,000 Gulden) von den Ständen, diese aber das Versprechen, daß ihren Beschwerden abgeholfen werden sollte.

Noch thätigeren Antheil aber nahm Enzlin an den Versuchen, welche Herzog Friderich, längst der beschränkenden Abhängigkeit von den Landständen müde, um sich hievon zu befreien, machte. Ein Bedenken von ihm diente als Richtschnur zu dem Verfahren auf dem Landtage im Januar 1607, er mußte die Amtleute, die ausdrücklich dießmal auch berufen wurden, bearbeiten, und hielt den 26. Januar den merkwürdigen Vortrag an die Stände, worinn der Herzog eine Erklärung und Erläuterung des Tübinger Vertrags begehrte, weil er in etlich Punkten, vornemlich die Hauptkriege betreffend, unlauter sey, auch vielfältig übel verstanden und mißbraucht werde, und weil ferner etlich andre Punkte darinn durch veränderte Umstände und den Verlauf der Zeit sich von selbst aufgehoben hätten.

Am nächsten Tage, da man indeß erfahren hatte, daß dieß Begehren große Schwierigkeiten haben würde, hielt er eine, mit viel Kunst und Schlauheit abgefaßte, Rede, um die Einwilligung der Landschaft darein zu erlangen. Doch dießmal vermochte all seine Beredsamkeit Nichts, die Stände wollten auch nicht einen Punkt von jenem Vertrag, den sie als das Kleinod der Verfassung betrachteten, fallen lassen, und der erzürnte Herzog löste den Landtag ganz auf.

Auf diesen ersten Gewaltschritt geschah ein andrer, wobei Enzlin ebenfalls die Hauptrolle spielte, er eröffnete das geheime Gewölbe der Landschaft, nahm daraus das Verzeichniß der geheimen Ausgaben derselben, worunter sich auch manche, ihm gemachte, Verehrungen befanden, eine, auf 80,000 Gulden lautende, Schuldverschreibung des Herzogs, und aus einem ledernen Beutel für 1350 Gulden Goldstücke heraus. Die Verschreibung übergab er dem Herzog, das Verzeichniß

und das Geld aber behielt er nebst den Schlüsseln bei sich. Ja er soll sogar das Gemach noch einmal eröffnet und einige Akten herausgenommen haben, auch mit seinem Bruder Johann, welchen er der Landschaft zum Einnehmer aufgedrungen hatte, ungewöhnlich lange im Landschaftshause geblieben seyn.

Allein mit Gewaltschritten konnte die Sache bei der bedenklichen Stimmung des Volkes doch nicht abgemacht werden, und daher schlug Enzlin vor, der Herzog sollte Abgeordnete im Land herumschicken, welche sich über die herrschende Stimmung erkundigten und mit Hülfe der Amtleute, Gericht und Rath der Städte für die Plane des Herzogs zu gewinnen suchten. Dieß geschah, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg, überall entschuldigte man sich, klagte die Prälaten und den Ausschuß als Urheber der Weigerung an, und versprach des Herzogs Begehren zu bewilligen.

Leicht war es nun auf dem nächsten Landtage, wo Enzlin wiederum den Vortrag that, die sogenannte Erläuterung des Tübinger Vertrags (d. 17. März 1607) zu erlangen, und der Herzog und sein Minister triumphirten, aber leider für den letztern dauerte der Triumph nur gar kurze Zeit.

Bald darnach starb nemlich Friderich, und nun erhob sich gegen die Rathgeber des verstorbenen Fürsten sogleich ein gewaltiger Sturm; die unterdrückte Parthie gewann von Neuem Einfluß, die öffentliche Meinung äußerte sich laut und stark gegen sie, und von allen Seiten her standen Kläger auf, die, in der Hoffnung sich dadurch die Gunst der, nun wieder herrschenden, Parthie zu erwerben, vielleicht zum Theil auch von ihr selbst angestiftet, Beschuldigungen in Menge gegen jene Männer vorbrachten.

Enzlin vornemlich war es, den nicht nur der allgemeine Ruf, sondern auch zahlreiche Klagen, als den Haupt-Urhaber der verhaßten Neuerungen, als den schlimmsten Rathgeber des verstorbenen Fürsten angaben. Daher mußte Johann Friderich, der ihn mit Beibehaltung seiner Besoldung entlassen hatte, jetzt eine eigene Kommission niedersetzen, welche aus dem neuen Kanzler Engelshofen, aus den Oberräthen Broll und Kielmann, dem, von Herzog Friderich auch entlassenen, nun aber ebenfalls wieder angestellten, Kammerprokurator Fabian Egen und dem Sekretär Christoph Schmidlin, als Notar, bestand. Sie sollte über die, aus früheren Angaben schon Theilweise bekannten, Vergehungen Enzlins an den geeigneten Orten in „vertrauter Stille" aufs Schnellste fleißige Erkundigung einziehen, damit man Etwas gründliches darüber erfahre (d. 9. Mai 1608).

Enzlin hatte vorausgesehen, daß es so kommen könne, und daher

längst schon auf Sicherheits-Maasregeln gedacht, seine Gehülfen und Unterhändler davon benachrichtigt, ihnen die Papiere, welche gegen ihn zeugen konnten, abgefordert, sie unterrichtet, wie sie, wenn man sie etwa verhören würde, sich zu verhalten hätten, und dabei das Geld gar nicht gespart. Albrecht Löffler, der Lehrer seiner Söhne und der Vogt Greckenhofer, der, in Verein mit Enzlin, seinen Herrn, Johann Konrad Güssen, zu Grunde gerichtet hatte, dafür aber in wirtenbergische Dienste gekommen war, machten die Unterhändler hiebei, und „des Hin- und Widerschreibens, des Reutens und Schickens war kein Ende."

Allein die Untersuchung kam ihm doch zu schnell über den Hals, vornemlich die Juden zu Günzburg und Rheinhausen, wohin Kielmann und Egen geschickt worden waren, brachten so viel gegen ihn vor, daß der Herzog ihn zur Verantwortung vor den Oberrath berief. Enzlin kam, vertheidigte sich aber so schlecht, daß er Haus-Arrest erhielt (d. 11. Julius 1608), und allen Kanzlei-Verwandten der Verkehr mit ihm streng verboten wurde (d. 16. Julius).

Vergebens beschwerte er sich hierüber, vergebens bat er, ihn seiner Haft zu entlassen, und ihn zur Beantwortung der Klagepunkte einen Termin zu bestimmen, seine Sache sollte, nach des Herzogs Befehl, im vollen Oberrathe verhandelt werden (d. 18. Julus 1608).

Dieser erklärte nun auch, „Enzlin habe in viel Wegen unverantwortlich gehandelt, indem er, als ein gelehrter, bestellter Rath sich in Geldsachen gemischt und dabei vornemlich seinen eigenen Nutzen gesucht, auch stets ein Namhaftes für sich zu bekommen gewußt," und auf diese Erklärung hin erschien der Befehl, den Beklagten in engern Gewahrsam zu bringen (d. 11. August 1608). Er kam nun in die Behausung des Stuttgarter Stadt-Vogts, wo ihn jedoch seine Frau in Gegenwart von Zeugen sprechen durfte. In seiner Wohnung zu Tübingen aber wurde, als man erfuhr, er habe mehrere Actenstücke zerissen und in die Ammer geworfen, wo ein Gerber ein Stück davon auffieng, eine Haussuchung veranstaltet, bei der man noch Mancherlei fand (d. 12. August) und nun auch seine Güter mit Beschlag belegte, alle Bitten seiner Verwandten aber, ihn, sey es auch nur gegen eine Kaution, frei zu lassen, abwieß, zwei davon, dem Kanzler Zenger und dem D. Varenbüler sogar Stuttgart zu verlassen gebot.

Denn der Verhör, den man mit seinen Schreibern Jakob Fischäß und Wendel Busch anstellte, gab neue Inzichten gegen ihn, und die Umtriebe, die er auch jetzt noch machte, um sich mit seinen Genossen in Verkehr zu setzen und sie über ihr Betragen zu unterrichten, die Art, wie er sich vertheidigte, „indem er einen Ungrund über den andern angab, wobei doch „aus allen Mienen und Geberden

sein verwundetes Gewissen hervorleuchtete," auch das Betragen seiner Söhne, welche verdächtige Reisen machten — dieß Alles bewirkte, daß man den Gefangenen in Ketten in den Thurm brachte, eine Wache hier aufstellte und den Seinigen jeden Zutritt zu ihm verbot. Doch, auf einen Fußfall seiner Gattinn vor dem Herzog, wurden ihm die Ketten wieder abgenommen, auch ihr gestattet, im Beiseyn des Propstes Magirus und des Stiftspredigers Tobias Lotter, ihren „verstockten Mann zu besuchen und zur Gebühr zu erinnern".

Aber es hätte dieser Erinnerung nicht bedurft; Enzlin selbst ward nun viel nachgiebiger als zuvor, er versprach im Verhör gerade zu gehen, er bekannte, daß er „in manchen, das fürstliche Interesse berührenden, Sachen leider unrecht gehandelt, sich übel und beschwerlich übersehen habe, und bat deßwegen um Gnade, erbot sich auch allen zugefügten Schaden und Abgang nach äußerstem Vermögen wieder zu erstatten." Auch seine Angehörigen legten Fürbitten ein, und sie wie er, wandten sich daneben an die Räthe und baten um ihre Vermittlung beim Herzog.

Doch man nahm hierauf wenig Rücksicht, selbst als der Gefangene bat, seine Gattinn, da er krank sey, zu ihm zu lassen, so schickte man zuerst den Hofarzt D. Senger zu ihm, und da dieser erklärte, die Griesbeschwerden und die Verstopfung hätten bei ihm nachgelassen, er leide nur noch an Herzklopfen und Kopfweh, was aber mehr seinem Seelen-Zustand zuzuschreiben sey, so ward ihm seine Bitte abgeschlagen.

Indeß wurde die Untersuchung aufs Eifrigste fortgesetzt, und im November 1608 hatte man von Enzlin Theils schriftlich, Theils mündlich, soviel Geständnisse erhalten, daß man sie schloß und die Räthe nun ihren Hauptbericht abstatteten, wornach dem Beklagten vornemlich folgende Vergehen zur Last fielen.

1) Als Friderich dem Philipp Ludwig von Remchingen ein Viertheil von Ennabeuern um 6000 Gulden abkaufte, so daß 3,500 Gulden baar, der Rest aber an Michaelis 1603 bezahlt werden sollte, so zwang Enzlin den Verkäufer statt des Geldes von seinem Weine zu nehmen, wobei er ihm das Fuder statt zu 150 zu 200 Gulden anrechnete, und dadurch, wie er selbst gestand, seinem Fürsten „ungleiches Nachreden" verursachte.

2) Johann Kaiser von Kaisersberg hatte, von seinem Schwiegervater, Marquard von Freiberg, her, eine Forderung von 17,000 Gulden an den Herzog zu machen, wofür er mit 10,000 Gulden baares Geldes sich zu begnügen versprach. Allein hievon mußte er an Enzlin nicht nur 400 Gulden als Geschenk abtretten, sondern auch 5 Fuder Wein, jedes für 200, und eine goldene Kette für 300 Gulden, beides, wie der Beklagte selbst gesteht, weit über den Werth, annehmen.

3) Der nemliche Edelmann hatte von Christoph von Landenberg eine Verschreibung zu 8000 Gulden auf seine Güter empfangen, welche ihm Herzog Friderich, auf Enzlins Rath, um 6000 Gulden abkaufte, in der Hoffnung, dadurch auf Landenbergs Erbgut Ansprüche zu bekommen. Auch hier betrog Enzlin, indem er die ganze Summe zwar bei der Landschreiberei erhob, aber daran dem Kaisersberg nur 200 Gulden baar, und zwar in schlechten Münzsorten, gab, für den Rest ihm, viel zu hoch angeschlagenes, Silbergeschirr und einen, blos 200 Gulden werthen, Smaragd um 2000 Gulden aufdrang. Da aber bald darauf durch den Tod der beiden Edelleute sich die ganze Sache zerschlug; schaffte er die Akten auf die Seite und erkaufte sich das falsche Zeugniß seiner Unterhändler dabei.

4) Wie hier, so verleitete Enzlin auch bei einer andern Gelegenheit den Herzog zu einer unnützen Ausgabe, indem er ihm rieth, dem Freiherrn Joachim Christoph von Mörsberg die Hälfte an einem Kapital von 50,000 Gulden abzukaufen, das diesem Maximilian von Pappenheim schuldig war, ohne ihm zugleich zu offenbaren, daß, was dagegen Mörsberg an Pappenheim schuldete, so viel betrug, daß erstrer nicht einmal auf Zinnse Anspruch machen konnte. Vielmehr betrog er den Herzog noch um 3000 Gulden dabei, indem er vorgab, der Freiherr wolle sein Kapital nicht geringer als um 23,000 Gulden geben, da es dieser doch schon um 20,000 abgetretten hatte. Dem Freiherrn selbst drang er den, indeß wieder um 200 Gulden angekauften Smaragd für 3000 auf, und rechnete ihm die Geldsorten bei Bezahlung der übrigen Summe in der höchsten Währung an. Auf seinen Rath erkaufte Friderich auch von Mörsberg dessen Lehensgut Roseneck um 25,000 Gulden, von denen 6000 baar bezahlt wurden, wobei sich Enzlin 5 Gulden vom Hundert und einen silbernen Becher ausbedingte, der Herzog aber zuletzt Nichts bekam, da der Bischoff von Konstanz jenes Gut, als heimgefallenes Lehen, einzog.

5) Auch von den 12,610 Gulden, welche Friderich der Marie Magdalene von Welden auszahlen ließ, behielt Enzlin 3,860 für sich.

6) Am schlimmsten spielte er in Verbindung mit dem oben genannten Pfleger zu Brenz, Georg Greckenhofer dem Johann Konrad Güssen von Güssenberg mit, welcher auf sein Gut Brenz durch ihn von Friderich nach und nach über 100,000 Gulden geliehen bekam. Denn nicht weniger als 17,000 Gulden gewann er bei diesem Handel, auch stellte er hier, 3 Monate nach des Herzogs Tode, eine Urkunde aus, als ob sie von diesem selbst noch herrührte.

7) Vom Kirchenkasten, von der Landschreiberei und Landschafts-Einnehmerei, ließ er sich von Zeit zu Zeit, in Friderichs Namen, Summen auszahlen, wofür er keine Rechenschaft ablegte. Zwar er-

klärte er, so sey es immer gewesen, blos dem Herzog habe man über solche Gelder Rechnung abgelegt, aber er konnte sich bei einer Summe von 51,747 Gulden nur über die Verwendung von 32,597 ausweisen. Ebensowenig vermochte er genügende Rechenschaft abzulegen über 7122 Gulden, welche er von den eingezogenen Gütern der Wiedertäufer, und über 4000, die er aus des hingerichteten Alchymisten, Mühlenfels Vermögen erhoben hatte.

8) Als der Herzog 15,000 Gulden, welche Wolfgang Wilhelm von Knöringen dem Juden Samuel von Günzburg schuldig war, auf die Landschreiberei übernahm, so mußte der Jude dem Enzlin 4000 Gulden baares Geld und 2 Kleinode, zu 500 Gulden Werth, geben.

9) Von Andreas Ifflinger erhielt Enzlin ein Geschenk, weil er die Aufhebung des, von Wirtenberg auf seine Güter gelegten, Beschlags bewirkte, Wilhelm Dietrich von Spät aber gab ihm, als er, wegen eines Streits, Friderichs Schutz suchte, 2050 Gulden, und die Herrn von Karpfen betrog er bei Auszahlung einer Summe von 6000 Gulden ebenfalls durch zu hohe Währung.

10) Die Landstände klagten über die, schon früher erzählte, Eröffnung und Plünderung des Gewölbs im Landhause.

11) Der Kirchenkasten mußte ihm eine Kutsche machen lassen, ihm auf Friderichs Befehl allzuwohlfeil, um 1200 Gulden den auf 7863 geschätzten Zehenden zu Hochdorf, um 800 Gulden, einen doppelt so viel werthen, Hof abtretten, auch bezahlte er dem Martinianer-Stift zu Tübingen die 300 Gulden nicht aus, welche sein verstorbener Vater diesem vermacht hatte.

12) Nicht weniger unterschlug er auch Geschenke, welche er, in des Herzogs Namen, verschiedenen Personen überliefern sollte, z. B. eine goldene Kette für den D. Bilonius, 250 Gulden am Werth, 200 Gulden für den straßburgischen Syndicus D. Hartlieb, silberne Becher und dergleichen.

Dieß waren die, von Enzlin selbst, entweder ganz oder doch Theilweise eingestandenen, Vergehungen, worüber nun der Oberrath, durch die Tübinger Rechtslehrer Bocer, Bayer und Magirus verstärkt, sich berathschlagen sollte (im November 1608).

Dieß geschah und am 7. Januar 1609 erhielt der Herzog von ihnen „ein ausführliches Bedenken", „was mit D. Enzlin ferner vorzunehmen seyn möchte." Hierinn werden diesem Treulosigkeit, Wucher, unersättlicher Geiz, Bestechlichkeit, vielfache Diebstähle, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Meineid und Beleidigung des Landesfürsten vorgeworfen, und drei, vom Herzog vorgelegte Fragen beantwortet.

Die erste war: Ob und wiefern man gegen Enzlin einen ordentlichen Prozeß vornehmen könne, oder ob man etwa eher von Amts-

wegen gegen ihn verfahren sollte? Letzteres wiederriethen die Räthe, theils aus Rücksicht auf Enzlin, der nachher noch allerlei Praktiken anfangen könnte, theils in Hinsicht auf das Volk, welches meinen möchte, „man habe die liebe Justiz ausser Acht gelassen und Enzlins Vergehungen mit dem Fuchsschwanz abstrafen wollen." Ebenso widerriethen sie die Folter, da ja ohnedieß genug Inzichten gegen den Beklagten da seyen, um ihn zum Tode zu verurtheilen, dagegen trugen sie auf einen öffentlichen, in Stuttgart zu führenden, Prozeß gegen ihn an.

Die zweite Frage: Ob man Enzlin zum Schadenersatz anhalten sollte? bejahten sie, auf die dritte aber: Ob man ihn, aus Rücksicht auf seine Familie, begnadigen sollte, und wie man in diesem Fall sich zu versichern habe, daß jedermann seinethalben in Ruhe und ungeplackt bleibe? war die Antwort: Enzlins völlige Begnadigung sey nicht rathsam, doch könnte man wohl, aber erst nach erfolgtem Urtheile, seine Strafe in Rücksicht auf die von ihm bekleideten Aemter, auf seine Vorfahren, Verwandten und seine Frau, Kinder und Enkel, in Etwas mildern, jedoch lasse sich der Grad der Milderung vor der Hand noch nicht angeben.

Auf dieses Bedenken nun erschien am 24. Januar 1609 ein fürstliches Decret, worinn es heißt, der Herzog hätte es gerne gesehen, und Enzlins Familie wohl gegönnt, daß seine unziemlichen Handlungen unterblieben wären, weil aber so gar arge, aus List und Vorbedacht begangene, Verbrechen darunter seyen, so erfordere es theils seine Ehre und sein Interesse, so wie das allgemeine Wohl und die Rücksicht auf Vermeidung öffentlichen Aergernisses den ordentlichen Prozeß gegen den Beklagten vorzunehmen. Deßwegen solle diesem ein Rechtstag auf den 4. Februar angesetzt, auch sein Vermögen in Beiseyn seiner Frau oder Kinder, oder deren Bevollmächtigten 6) genau inventirt, und davon bis zum Ausgang des Prozesses, ausser dem für die Familie nöthigen Unterhalt, Nichts verwendet werden. Den Räthen wurde befohlen, anzugeben, wie man die Klagschrift verfassen solle, übrigens aber in allweg behutsam und vorsichtig zu handeln.

Dieses Dekret erschreckte die Enzlinische Familie nicht wenig, wenn sie schon vorher, mit Anführung der Gefahren, welchen sich Enzlin auf Geschäfts-Reisen für den Herzog ausgesetzt habe, um Gnade gebeten hatte (d. 18. Januar 1609), so geschah dieß nun noch dringender

6) Ehe der Herzog diesen Schritt that, ließ er sich zuerst von der juridischen Fakultät in Tübingen ein Bedenken darüber ausstellen, das bejahend ausfiel.

zu wiederholtenmalen; sie machte sich anheischig, den verursachten Schaden zu ersetzen, sie wollte sich „mit Leib und Blut in alle Ewigkeit verschreiben," sie flehte „fußfällig die Gnade der Strenge vorzuziehen" (d. 27. 28. und 29. Januar 1609). Enzlin selbst aber bat „am Flehentlichsten um Gottes Barmherzigkeit und um der heiligen Dreifaltigkeit willen, mit deprecirendem, weinendem Herzen und Augen um Verzeihung, und daß ihm doch der Herzog den peinlichen Prozeß erlassen möchte, da er sich sonst jeder gnädigen Verfügung mit Leib und Leben, Gut und Blut unterwerfen wolle," auch erbot er sich zu jedem möglichen Ersatze (d. 25. und 31. Januar 1609). Er wandte sich zugleich an seine Richter, „sie möchten sich um Christi willen erbitten lassen," und den Prozeß von ihm abwenden, selbst an Melchior Jäger schrieb er zweimal und bat um dessen Verwendung, „er wolle sich sonst alles, was der Herzog über ihn verhängen würde, geduldig gefallen lassen" (d. 26. und 27. Januar 1609). Da nun auch seine Verwandten von Neuem eine Fürbitte für ihn thaten, und es daraus zu erhellen schien, daß sie dessen Vergehen noch nicht genau kannten, so befahl der Herzog ihnen, in des Beklagten Gegenwart, die beschwerendsten Punkte auseinander zu setzen. Enzlin jedoch verbat sich dieses und erklärte, er widerrufe ihre Fürbitte, er begehre auch nicht, wie sie, Hinausschiebung des Rechtstags, daß man nicht meine, er wolle mit dem Herzog libelliren, sondern blos um Gnade flehe er, und erbiete sich zu vollkommenem Schadenersatz (d. 1. Februar 1609).

Aus diesen, zu Ende des Januars und Anfang des Februars von Enzlin und den Seinigen täglich wiederholten, Bittschriften erhellt deutlich, wie sehr sie einen peinlichen Prozeß fürchteten, und ein wie böses Gewissen der Gefangene hatte. Selbst nach Heidelberg wandte er sich, und bat den Pfalzgrafen Friderich und die dortige Hochschule um ihre Verwendung, die sie ihm auch nicht versagten (d. 1. Februar), und so brachte er es denn doch endlich dahin, daß der Herzog den peinlichen Prozeß gegen ihn einzustellen versprach, welche Gnade Enzlin und die Seinigen mit innigem Danke anerkannten (d. 7. und 25. Februar. 1609).

Und doch waren die Bedingungen, unter welchen ihnen diese Gnade angeboten wurde, gar nicht mild. Es waren nemlich folgende: 1) Müsse er dem Herzog als Schadens-Ersatz 119,496 Gulden 30 Kreuzer zahlen, wovon jedoch 21,632 Gulden, wenn er sich darüber gehörig ausweisen könne, abgezogen werden würden. Die Zahlung sollte durch Abtrettung Hochdorfs, der Schuldscheine, die Enzlin besitze und durch baares Geld geschehen. 2) Den Zehenden zu Hochdorf müsse er dem Kloster Lorch wieder zurückgeben. 3) Habe er vor einer dazu vom Herzog ernannten Deputation all seine Vergehen (wovon ein schriftliches

Verzeichniß ihm deßwegen zugestellt wurde) rund und öffentlich im Beiseyn seiner Söhne und Verwandten zu bekennen, den peinlichen Prozeß durch einen Fußfall abzubitten und eine Urphede auszustellen. 4) In dieser solle er sich verbindlich machen, seine ganze Lebenszeit hindurch, auf seine Kosten im Gefängniß zu bleiben, und wenn er von diesem auf irgend eine Art (ulla praetensa via juris vel facti) sich zu befreien unternehme, soll er doch dadurch nicht auf freien Fuß gestellt, sondern seine Person halben, und soviel seinen peinlichen Prozeß belangte, im vorigen Zustand der Gefangenschaft wieder seyn, und darinn als ein Uebelthäter bis zur Vollendung und gänzlichen Ausführung des peinlichen Prozesses, den sich der Herzog auf diesen Fall vorbehalte, gefänglich gehalten werden. 5) Seine Verwandten müssen, wie sie sich, im Fall man den peinlichen Prozeß einstelle, erboten hätten, um mehrerer Versicherung willen, mit Leib und Gut für ihn bürgen, für 30,000 Gulden Versicherung thun und sich verbindlich machen, wenn er seiner Urphed auf irgend eine Art zuwider handle oder handeln lasse, allen daraus entstehenden Schaden und Nachtheil mit dieser Summe wieder gut zu machen. 6) Auch habe Enzlin alle Kosten, die sein Prozeß bisher verursacht hätte, zu bezahlen. 7) Die Privatleute, deren Forderungen an ihn erwiesen wären, müsse er sogleich befriedigen, den übrigen aber ebenfalls zu Recht stehen. 8) Strafe solle er bezahlen 10,000 Gulden, daneben aber auch alle von Herzog Friderich erhaltenen Geschenke, den mehrmals genannten Smaragd, seinen Hof in Hochdorf, sein Haus in Tübingen herausgeben, und dem Armenkasten in Tübingen und Stuttgart 1000 Gulden, „für sein vielfältiges, wider eigen Wissen und Gewissen gräuliches Gotteslästern, Verfluchen nnd Verschwören,“ entrichten.

Ob nun gleich der Herzog erklärte, daß es bei diesen Bedingungen bleiben müsse, oder der peinliche Prozeß eröffnet würde, so wurden doch auf die flehentlichen Bitten von Enzlins Frau und Kindern etlich Punkte, besonders was den Schaden-Ersatz betreff, gemildert, allein weder das ewige Gefängniß, noch den Fußfall konnte die Familie des Beklagten wegbringen.

Der letztere geschah am 13. März 1609, im Lehenssaale der Kanzlei, Achatius Sturm nahm dabei das Notariats-Instrument auf und gegenwärtig waren: der Kanzler von Engelshofen, Kielmann und Broll, als Stellvertretter des Herzogs, Guth, Bonacker, Welling, Eisengrien, die Dekane der vier Fakultäten zu Tübingen, 4 Mitglieder des Hofgerichts und der ständische Ausschuß, nebst Enzlins nächsten Verwandten.

Nachdem der Kanzler den Anwesenden den Zweck der Versammlung eröffnet, auch sie gebeten hatte, als Zeugen wohl dabei Acht zu

geben, so erschien Enzlin, von Vogt zu Stuttgart herein geführt, in Begleitung seines Sohnes Johann, und nun erklärte ihm, bei offenen Thüren, Engelshofen: Der Herzog, obgleich berechtigt, peinlich gegen ihn zu verfahren, wolle Gnade für Recht ergehen lassen, und ihn gegen eine Urphede nnd einen Fußfall vom peinlichen Prozeß befreien.

Enzlin vernahm diese Worte „mit unterthänigster Ehrerbietung, doch auch mit höchster Bekümmerniß,“ bat, seiner Bestürzung es zu Gut zu halten, wenn er mit einem oder dem andern Worte sich verreden würde, und fuhr, nach Verlesung der Klagepunkte gegen ihn, fort: „Zwar könne er sich nicht zu Allem, was ihm hier vorgelesen worden sey, bekennen, allein er bitte dessen ungeachtet, nochmals um Abstellung des peinlichen Prozesses und erbiete sich zum Fußfall, so wie zu allen, ihm gemachten, Bedingungen.

Dem Kanzler aber erschien diese Erklärung noch nicht rund genug, er erinnerte den Beklagten, wie es in des Herzogs Macht gestanden habe, den Prozeß gegen ihn fortzusetzen, und nun erklärte Enzlin noch einmal kürzer, daß er sich zu Allem, was er in seinen frühern Bittschriften angegeben hätte, erbiete, kniete an einer Säule des Saales nieder, bekannte sein, „aus menschlicher Schwachheit begangenen,“ Vergehungen und bat die Güte der Strenge vorzuziehen. Hierauf wurde die Urphede verlesen, in welcher der Beklagte versprach: sich „aller vermeintlichen Rechte und Handlungen zu begeben,“ und erklärte, er sey hiezu nicht gezwungen worden, Enzlin bestätigte ihren Innhalt, unterschrieb und besiegelte sie, und wurde hierauf wieder abgeführt.

Solch einer Demüthigung unterwarf sich Enzlin, um sein Leben zu retten, weil er hoffte, durch seine Ränke einst nicht nur wieder in Freiheit und in den Genuß seiner Güter zu kommen, sondern vielleicht sogar noch einmal an seinen Feinden Rache üben zu können.

Am 9. May 1609 wurde er hierauf nach Hohen-Neuffen geführt, wo man ihn in ein vergittertes Gemach einschloß. Der Hauptmann der Festung, Johann Köllin, erhielt seinetwegen besondere Verhaltungs-Befehle, vornemlich sollte er verhüten, daß der Gefangene mit Niemand irgend einen verdächtigen Verkehr haben könne.

Anfangs schien dieser auch tief ergriffen, er erklärte nochmals, er halte es für die gröste Gnade, deren er ganz unwürdig sey, daß der Herzog den peinlichen Prozeß gegen ihn eingestellt habe, auch schrieb er an den Kanzler: „er habe sich grob übersehen, und werde billig gestraft.“ Allein dieser Eindruck, den Anfangs seine einsame Gefangenschaft auf ihn machte, war bald verwischt, und nun begann auch sogleich das Spiel seiner Ränke von Neuem. Er suchte sich durch Bestechung Freunde zu erwerben, was ihm zwar beim Hauptmann nicht, wohl aber bei andern Personen, namentlich bei dem Hausschneider,

Caspar Kuon, gelang. Dieser bestellte Enzlins Briefe an die Seinigen und brachte ihre Antworten darauf 7), und nach seinen Vorschriften begann nun seine Familie für seine Befreiung zu wirken.

Sie wandte sich zuerst nach Sachsen, wo D. Aichmann, Enzlins Schwager, Kanzler war, und erhielt auch Vermittlungsschreiben vom Churfürsten Christian und vom Herzog Johann Georg von Sachsen an Johann Friderich und von Aichmann, „wiewohl Enzlin ihm durch seinen unmenschlichen Geiz viel entzogen habe, aus Rücksicht auf dessen Gattin, die stets gut und fromm gewesen sey,“ an Melchior Jäger (im October 1609). Aber diese Schreiben waren vergebens, als gleich darauf Enzlin um seine Befreiung bat, so erhielt er eine verneinende Antwort, weil seinen Versicherungen nicht zu trauen sey, Denn man schöpfte Verdacht auf ihn, da der Hauptmann von den Verehrungen, die Enzlin ihm gemacht hatte, Bericht erstattete, und bald erhielt man nähere Anzeigen von des Gefangenen Umtrieben. Der Hausschneider zwar entfloh, aber man fand noch einen Zettel, worinn Enzlin ihm Vorschriften gab, wie er sich im Verhör verhalten sollte, daher kam der Gefangene nun in noch engere Haft, und mußte auch sein Geld herausgeben, ja zuletzt, da der neue Hauptmann, Hans Konrad Pretzger, gemüthskrank wurde, und die Aufsicht über den Gefangenen zu vernachläßigen schien, beschloß man, ihn nach Hohen-Urach zu bringen.

Hier kam Enzlin den 27. August 1610 an, und wurde dem Hauptmann, Johann Schweizer, zu scharfer Aufsicht empfohlen. Allein Schweizer war ein Mann, der sein Amt gar schlecht versah, oft längere Zeit abwesend blieb, dann wieder seine Zech-Genossen mit sich in die Festung nahm, schrecklich fluchte, sehr roh und jähzornig war, und vor Allem „schnell reich werden wollte.“ Um so leichter wurde es dem Gefangenen, seine alten Umtriebe zu erneuern, und einen lebhaften Verkehr mit den Seinigen anzufangen, welchen der Hauptmann wenigstens duldete, wo nicht begünstigte.

Jetzt arbeitete seine Familie wieder aufs Eifrigste an seiner Befreiung, wozu Enzlin ihr die Mittel und Verhaltungsmaasregeln an die Hand gab. Seine Söhne eilten nach Prag und Speier, um dort die Leute für ihres Vaters Sache zu gewinnen, und da sie an diesen Orten Eingang fanden, so verkehrte sich nun ihre vorher so demüthige Sprache in eine trotzige. Am 22. August 1612 erließen sie ein Schreiben an den Herzog folgenden Innhalts: Melchior Jäger sey an ihres

7) Wenn E. Briefe schrieb, legte er die Bibel vor sich und machte dem wachhabenden Soldaten, der gewöhnlich nicht schreiben, noch Geschriebenes lesen konnte, weis, er schreibe Sprüche daraus ab.

Gatten und Vaters Unglück allein Schuld, er, als der eigentliche Herrscher, nach dessen Willen Alles gehe, habe auch die Richter gelenkt, welche ganz nach seiner Ansicht gesprochen hätten. Ihr Vater habe sie wohl hievon unterrichtet, und ihnen noch vor seiner Abführung nach Neuffen eine Schrift von vielen Bogen zugesteckt, worinn er erweise, wie arg Jäger und die Richter mit ihm umgegangen seyen, denn diese seyen seine Todtfeinde, namentlich hätte man, wenn man nur einwenig auf Ehrbarkeit gesehen, den Fabian Egen nicht zuziehen sollen, da er ein Hauptangeber gewesen und nun auch Untersucher und Richter geworden sey. Wenn daher Enzlin innerhalb zehn Tagen nicht frei werde, wie Johann Friderich selbst ihnen dreimal versprochen habe, so würden sie solche Schritte thun, welche dem Herzoge und seinen Brüdern, Land und Leuten, so wie auch den Richtern, zu beständigem Schimpf und Spott gereichen würden.

Andere Schreiben, ähnlichen Innhalts, wurden an des Herzogs Brüder, Ludwig Friderich und Julius Friderich geschickt, und übereinstimmend mit den Seinigen, erklärte sich auch Enzlin selbst, so daß man wohl sah, er sey der Haupt-Urheber dieses, für den Herzog und sein Land so gefährlichen, Unternehmens gewesen, durch welches nicht nur Uneinigkeit zwischen Johann Friderich und seinen Brüdern gestiftet, sondern auch durch Entdeckung einiger wichtigen Staatsgeheimnisse, dem Herzogthum Schaden und Abbruch gethan werden sollte.

Es war natürlich, daß man sich beeilte, so übeln Folgen zuvor zu kommen, daher wurden den Brüdern des Herzogs die nöthigen Erläuterungen über Enzlins Sache mitgetheilt, nach Prag und Speier an die dortigen wirtenbergischen Geschäftsträger Befehle geschickt und eine Deputation niedergesetzt, welche nun gegen Enzlin und seine Familie, so wie gegen die andern, mit ihm verbundenen, Personen eine genauere Untersuchung anstellen sollte.

Diese Untersuchung wurde durch die fortgesetzte Umtriebe Enzlins und seiner Familie sehr erschwert und verlängert, so daß sie vom September 1612 bis in den Junius 1613 dauerte.

Man begann mit dem Verhör des Hauptmanns und der Besatzung zu Hohen-Urach, wobei man aber wenig erfuhr, denn nur 2 Soldaten, Michael Ruthard, genannt Joachimsthaler, und Peter Lautenschläger, hatte Enzlin durch Geschenke und listige Vorspiegelungen, was sie thäten, sey blos ein Liebesdienst, da die Schriften, die er durch sie fortschickte, nichts als Bittschriften wären, im Nothfall würde er sie auch zu schützen wissen, für sich gewonnen, so daß sie ihm den Verkehr mit seiner Familie, besonders mit seinem Schwiegersohn, Imhof, der sich damals zu Kirchentellinsfurt aufhielt,

besorgten; und Lautenschläger, ein guter aber schwacher Mensch, hatte sich, seit der im September 1612 an die Besatzung ergangenen Ermahnung, wieder ganz zurückgezogen. Die übrigen wußten wenig, meist blos Klagen des Gefangenen und Verwünschungen derer, die ihn, wie er meinte, ins Unglück gebracht hätten, besonders Kielmanns, Brolls und Egens.

Man begnügte sich damit, die minderzuverläßigen und etwas verdächtigen Besatzungsknechte durch andere sichere Leute zu ersetzen, und kerkerte blos die beiden oben genannten Soldaten und nächst ihnen, jedoch mehr wegen dessen, was er in den Angelegenheiten einer ebenfalls zu Urach verhafteten Frau, Namens Möringerin, verfehlt hatte, den Festungsbefehlshaber ein, an dessen Stelle nun Wilhelm Mezger kam.

Enzlin selbst zeigte sich bei den Verhören sehr halsstarrig, er erklärte, das ganze bisherige Verfahren gegen ihn sey ungesetzlich und also null und nichtig, seine Urphede erzwungen und daher nicht bindend, seine Richter aber partheyisch, zugleich verlangte er, man solle ihn frei lassen und ihm das Recht der Vertheidigung nicht länger vorenthalten.

Seine Söhne aber, jetzt beim Kammergericht immatrikulirt, wirkten hier einen Befehl aus, daß man Enzlins Urphede aufheben und ihm unpartheyisches Recht ertheilen sollte, diesem aber leistete Johann Friderich, auf das Gutachten der juridischen Fakultät in Tübingen: er sey nicht auf die rechte Art ausgestellt, keine Folge, sondern sandte dagegen die sämmtlichen Prozeß-Akten nebst einer Exceptionsschrift gegen den Befehl nach Speier, worauf derselbe zurückgenommen ward.

Um solche Schritte der Enzlin'schen Familie für künftig zu hindern, beschloß man, die Söhne und den Tochtermann zu verhaften, die erstern, welche zu Stuttgart und Tübingen in Geheim noch manchen guten Freund hatten, erfuhren diesen Plan noch zu rechter Zeit und entwichen aus dem Lande, nur Imhof ward ergriffen und etliche Zeit gefangen gehalten. Eben so gieng es der Gattin Enzlins und dessen jüngstem Sohne, erster weil sie heimlich entfliehen wollte, letzterem, weil er bei dem, mit ihm angestellten, Verhöre sich sehr widerspenstig zeigte, und vergeblich war ein zweiter Befehl des Kammergerichts, welchen die entwichenen Söhne ebenfalls ausgewirkt hatten, die Verhafteten zu entlassen (d. 8. Januar 1613).

Enzlin selbst, da man bei genauerer Durchsuchung seines Zimmers mehrere Papiere, auch ein Gift-Pulver und einiges Geld in seinem Bruchbande gefunden hatte, gestand nun zwar, alles, was die Seinigen zu seiner Befreiung gethan hätten, sey nach seiner Anleitung geschehen, aber zugleich beharrte er darauf, er habe seine Urphede nicht

gebrochen und die Festung nicht „violirt"; ja er sey dem Herzog sogar keinen Gehorsam schuldig, da er ihm nicht gehuldigt hätte, und dieser nicht mehr befugt, eine Untersuchung gegen ihn vornehmen zu lassen, weil er seinen Prozeß an das Kammergericht gebracht hätte (im Februar 1613). Gegen die Folter aber protestirte er aufs Aeußerste, weder sein Alter noch sein Stand erlaubten sie bei ihm anzuwenden, als man jedoch dessen ungeachtet den Nachrichter mit den Marterwerkzeugen ihm vorführte, so entfiel ihm der Muth und er bekannte, er habe seinen Söhnen angegeben, wie sie Oestreich und Pfalz gegen Wirtenberg aufhetzen könnten.

Allein bald nachher erklärte er wieder Alles, was er gestanden und wider sich ausgesagt hatte, für lauter Unwahrheit, wozu ihn blos die Seinigen gebracht hätten, da sie ihm Hoffnung machten, er könne Gnade dadurch erlangen. Nichts habe er sich vorzuwerfen, als daß Herzog Friderichs Gunst ihn allzu übermüthig gemacht, und sein Geiz ihn zu manchem Fehler verleitet hätten. Man sollte ihn daher „zu Weib und Kind" lassen, da im Kerker ihm Alles zu genügender Vertheidigung fehle und anstatt seiner Feinde ihm andre Richter gebe.

Doch er bat umsonst, im Kerker mußte er seine Vertheidigungsschrift ausarbeiten, worinn er seine Schritte mit der Pflicht der Selbsterhaltung und der Rücksicht auf die Seinigen entschuldigt, sein Recht, den fernern Prozeß abzuleden, zu erweisen sucht, und um ein gnädiges Gehör beim Herzog bittet. Vornemlich beschäftigt er sich hier mit der Rechtfertigung gegen die, wider ihn vorgebrachten, Klagestücke, welches folgende sind: 1) Er habe seine Urphede gebrochen und seye meineidig geworden (Crimen violatae urphedae); dagegen sagt Enzlin, die Urphede habe man von ihm erzwungen, also sey er dadurch nicht gebunden, überhaupt könne Niemand gesetzlich zu ewiger Haft verurtheilt werden, überdieß sey blos ein Versuch vorgefallen, und durch Nichts könne man ihm beweisen, daß er seinen Eid aus böslichem Vorsatz gebrochen habe. 2) Er habe sich schrecklicher Beleidigungen gegen den verstorbenen sowohl als den regierenden Herzog und dessen Räthe schuldig gemacht (Crim. atrocium injuriarum). Hier entschuldigt der Beklagte sich damit, er habe nie im Sinn gehabt, jemand zu beleidigen, jene Schrift vom 22. August 1612 aber sey wahr und vom ihm auf Gutachten andrer Leute verfaßt. 3) Er habe den Herzog und seine Brüder, die Räthe und die Landschaft, entzweien wollen (Cr. tentatae discordiae inter fratres illustrissimos); dieß, betheuert Enzlin, sey seine Absicht nie gewesen. 4. 5) Er habe durch Verführung der Besatzungs-Knechte die Festung „violirt" und die Knechte selbst in Todesgefahr gebracht (Cr. castri violati et dolose in periculum mortis praecipitatorum militum). Hier beruft sich Enzlin

darauf, daß man ihn nicht mit den Festungs-Gesetzen bekannt gemacht, er selbst aber seinen Kerker, wie jedes andre Gefängniß betrachtet habe, auch erklärt er, es sey nicht Rechtens, Gefangene dafür zu strafen, daß sie heimlich Schreiben aus ihrem Kerker geschickt hätten, um dadurch zu ihrem Rechte zu gelangen. 6) Er habe seinen Söhnen Staatsgeheimnisse eröffnet und durch sein Begehren, sie an Oestreich und Pfalz mitzutheilen, Wirtenberg im ruhigen Besitz von Achalm und Maulbronn stören wollen (Cr. proditionis, revelationis secretorum, atquae adeo laesae principis majestatis). Hier widerruft Enzlin, was er darüber früher gestanden hatte, und erklärt dann, er habe niemals Staatsgeheimnisse geoffenbart, oder offenbaren wollen. 7) Er habe Eßlingen vom Reich ab und an Wirtenberg bringen wollen, (Cr. iniqui consilii abalienandae Esslingae ab imperio); eine Beschuldigung, welche Enzlin ganz läugnet, und vielmehr behauptet, er habe dem Herzog, welcher durch Uebernahme der Reichs- und Kreissteuern, der, damals sehr geldbedürftigen, Stadt zu diesem Zweck zu gelangen hoffte, sehr davon abgerathen. 8) Er habe Kaiser und Reich arglistig gegen Wirtenberg aufzubringen gesucht (Cr. fraudis struendae adversus ipsum Caesarem); auch dieser Beschuldigung widerspricht Enzlin und erklärt, er habe seinen Söhnen blos befohlen, jedoch mit möglichster Schonung des Herzogs, den Kaiser um seine Vermittlung zu bitten, was nicht gegen seine Urphede streite. Zuletzt bittet er um Befreiung, mit dem Versprechen, er wolle den Prozeß beim Kammergericht aufgeben, auch sonst gegen Niemand Recht suchen.

Diese Schrift aber nützte so wenig als zwei andere, in deren letzter Enzlin aufs Heftigste gegen seine „Tod- und Seelen-Feinde, diese Pharisäer und Tyrannen", loszieht, sich sehr bitter über die Behandlung, welche er erdulden müsse, beklagt, seine frühere Amtführung zu rechtfertigen sucht, betheuert, daß er stets Friderichs Ehre und Vortheil vor Augen gehabt, und ihn von mancher gefährlichen Handlung, selbst auf die Gefahr seiner Ungnade hin, abgehalten habe, und von Neuem bittet, ihn zu den Seinigen zu lassen, denn vor einem andern Richter, als dem Kammergericht, woll' er sich nicht stellen, sondern lieber leiden, was Gott ihm werde zufügen, und sich zu seinem hohen Vortheil in der Zahl der Märtyrer finden lassen.

Johann Friderich nahm auf dieß Alles keine Rücksicht, denn er war nun fest entschlossen, gegen Enzlin peinlich zu verfahren, und die Bestrafung der, von diesem verführten, Soldaten gab dem Gefangenen, in dessen Gegenwart sie geschah, ein trauriges Vorspiel seines eigenen Looses. Am 5. Julius 1613 war unter des Obersten, Melchior von Reichau, Vorsitze über sie ein Kriegsgericht gehalten worden, welches den Hauptmann wegen schlechter Beobachtung seiner Pflichten,

und Ruthard, wegen doppelten Meineids, zum Tode durchs Schwerdt, Lautenschläger aber, weil er auf geschehener Ermahnung in sich gegangen, zur Verbannung aus dem Lande verurtheilte, ein Spruch, den der Herzog bestätigte, „weil das Verbrechen sehr gros sey, und einmal ein Beispiel statuirt werden müsse", und der auch sogleich vollzogen ward.

Wegen Enzlins selbst mußten die juridische Fakultät in Tübingen, und das Advokaten-Kollegium in Augsburg, Gutachten stellen: ob man gegen ihn, troz dem, daß seine Sache beim Kammergericht anhängig sey, einen peinlichen Prozeß anstellen dürfe, und ob man ihn vielleicht, weil er auf der Festung gefrevelt habe, vor ein Kriegs-Gericht stellen sollte, auch was für eine Strafe er verdient habe? Einstimmig wurde das Kriegs-Gericht verworfen, dagegen auf peinlichen Prozeß und Schwerdtstrafe angetragen.

Hierauf verlangte der Herzog das Gutachten des Oberraths über Zeit, Ort und Mitglieder des niederzusetzenden Gerichts, und dieser erklärte: Zum Präsidenten wäre zwar, seines hohen Standes wegen, der Schenk Wilhelm von Limpurg am Besten zu gebrauchen, da er aber in solchen Geschäften nicht geübt, so solle an seiner Statt der Hofrichter Wilhelm von Remchingen, der in diesen Sachen wohl erfahren sey, auch allbereits früher in Enzlins Prozeß habe mit untersuchen helfen, erwählt werden. Zu Beisitzern schlugen sie vor, vom Adel Johann von Tegernau, Obervogt zu Balingen und Ludwig von Hallweil, von denen der erstere früher beim Hofgericht gewesen sey, der zweite noch dabei sitze, von Rechtsgelehrten den Hofgerichts-Assessor D. Joachim Faber, die Hofgerichts-Advokaten Johann Christoph Walch und Johann Georg Besold, und den D. Philipp Jakob Weihenmaier, der sich seit viel Jahren zum Advociren brauchen lasse, und wohl studirt habe, vom Bürgerstand endlich den Hofgerichts-Assessor Johann Balthasar Palm und den Ludwig Hirschmann von Schorndorf, nebst dem Burgermeister und Licentiaten Friderich Lindenfels von Brackenheim. Diese Personen nun sollten auf Sonntag Abends den 24. October durch eignen Schreiben eingeladen und ihnen die Sache im Namen des Herzogs schriftlich vorgelegt werden.

So geschah es auch, die Berufenen versammelten sich zur bestimmten Zeit und am 26. October, Vormittags nach 8 Uhr, eröffnete das Gericht, in Gegenwart des Herzogs und der Oberräthe, feierlich seine Sitzungen, nachdem alle Mitglieder zuvor angelobt hatten, die Sache geheim zu halten. Bis zum 10. November dauerte das Verlesen der Akten, und hierauf wurde über folgende 6 Fragen abgestimmt: 1) Ist der Herzog befugt in dieser Sache zu richten? 2) Ist die Form des

Prozesses richtig? 4) Was für Verbrechen sind bei der Untersuchung vorgekommen, sind sie rechtlich genügend erwiesen? 5) Wie verhält sichs mit Enzlins Vertheidigungsschrift? und 6) Was ist in dieser Sache zu erkennen und zu sprechen? Die zwei ersten Fragen entschied man bejahend, nahm die 4 andern zusammen und stimmte dann über sie nach der Reihe der oben schon angeführten Anklage-Punkte ab, wobei die drei ersten Punkte, so wie der sechste, als völlig erwiesen angenommen wurden; die zwei letztern aber zog man, als nicht hinlänglich beurkundet, nicht in Betrachtung, und erklärte beim vierten und fünften, die Violirung der Festung könne man dem Beklagten nicht zum Verbrechen machen, wohl aber die Verführung der unglücklichen Besatzungs-Knechte.

Nach diesem folgte die Abstimmung über die, dem Beklagten gebührende, Strafe, hiebei trugen alle einstimmig auf Enthauptung an, etliche aber meinten, man sollte, da er sich „wider den Landesfürsten und das liebe Vaterland vergangen, zum Schrecknis und wegen seiner schweren Verbrechen, ihm zuvor die rechte Hand abhauen, andere wollten, man sollte, aus diesem Grunde, und weil er gleichsam sein Spiel mit dem heiligen Wort Gottes getrieben habe und ein arger Gotteslästerer sey, sein Haupt, nach der Urtheils-Vollstreckung, an einem öffentlichen Platze, männiglich zum Abscheu und Beispiel, auf einen Pfahl stecken. Doch endlich wurde mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß es, da er schon alt, auch ein Gelehrter und etliche Jahre im Gefängniß gewesen sey, bei der einfachen Schwerdtstrafe bleiben sollte.

Dieses Urtheil erhielt die Bestätigung des Herzogs, und wurde Enzlin am 18. November durch Wilhelm Mezger, durch den Untervogt und den Stadtschreiber zu Urach, Wolfgang Sattler und Wolfgang Scholl, in folgenden Worten eröffnet: In peinlichen Sachen, Matthäus Enzlin betreffend, ist nach unterschiedlichen gehaltenen Untersuchungen und seinen, Enzlins, sowohl mündlichen als schriftlichen, Bekenntnissen, über selbigen geschehener Denunciation und erfolgter Verantwortung, auch nach Ablesung aller Acten, zu Recht erkannt worden, daß er, Enzlin, seiner vielfältig begangenen (in gedachter Denunciation begriffenen) 8) Mishandlungen wegen, mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode solle gerichtet werden, „ihm selbst zu wohl verdienter Straf und andern zum abscheulichen Beispiel.“

Zugleich wurde ihm verkündet, daß am nächstfolgenden Montag,

8) Dieser Zusatz wurde auf Befehl des Herzogs gemacht, um zu zeigen, daß E. blos wegen seiner, nach beschworener Urphede begangenen, Verbrechen hier gerichtet werde.

den 22. November, diese Strafe an ihm vollzogen werden würde 9), weßwegen er sich nun mit Gott versöhnen und an das Heil seiner Seele denken sollte. Alsdann wurde Enzlin in ein anderes Zimmer gebracht, wo abwechselnd bis zum Tage der Hinrichtung der Hofprediger, Christoph Binder und Theodor Thumm, Helfer zu Stuttgart, bei ihm seyn mußten. Der Unglückliche hoffte noch bis zum letzten Augenblicke auf Begnadigung und bat mehreremale um Aufschub der Hinrichtung.

Am bestimmten Tage wurde hierauf Enzlin Morgens früh durch 100 Bewaffnete, welche der Hauptmann, Ludwig von Weiler, anführte, von Hohen-Urach abgeholt, aufs Rathhaus der Stadt geführt, wo auch seine Richter, die in größter Stille von Stuttgart herbeigekommen waren, sich befanden, hier sein Urtheil ihm bei offenen Thüren durch den Stadtschreiber noch einmal verlesen, und gleich darauf, Morgens um acht Uhr, auf dem Marktplatze durch den Nachrichter von Tübingen „mit geschwindem Streich" vollzogen. Vier arme Bürger legten hierauf den Leichnam in einen tannenen Sarg und trugen ihn auf den Kirchhof 10).

In seinem Gefängnisse fand man, nebst seinem letzten Willen und dem Abschied an die Seinigen, einen Brief an seine Gattinn, der, wegen verschiedener, darinn enthaltenen, Nachrichten sogleich vernichtet wurde. In einem, für eben dieselbe bestimmten, Psalter entdeckte man bei genauer Durchsicht mehrere Schriften, Briefe an die Seinigen und einen Unterricht für seine Söhne, wie sie seine Sache weiter fortsetzen könnten, künstlich zwischen die Decke eingefügt, auch war der Rand der Blätter mit neuen Klagepunkten und dem Entwurfe einer Schrift beschrieben, in welcher Enzlin erklärte, daß er nach weltlichem Rechte den Tod nicht verdient habe. Dieß alles verbrannte man, weil manches darunter dem fürstlichen Hause hätte Schaden bringen, bei Hof und in der Kanzlei Uneinigkeiten stiften können.

Auch that man, um allen übeln Folgen vorzubeugen, die nöthigen Schritte am kaiserlichen Hofe, doch begehrte noch 1638 Oestreich die Mittheilung der Enzlinischen Acten, deren Wiederdurchsicht im Mai 1618 Broll und Schmidlin, der beim letzten Prozesse das Protokoll

9) Die ganze Urtheilsvollstreckung wurde nach einem Bedenken des Oberraths (d. 16. November 1613) eingerichtet.

10) Die Inquisitions-, Cognitions- und Exekutionskosten betrugen außer den, den Richtern verehrten silbernen Bechern, über 400 Gulden am Werth, 2,310 Gulden 53 Kreuzer an Geld, an Haber 34 Scheffel 5 Simri 3 Vierling, an Heu 3 1/2 Wannen, an Stroh 3 Fuder, an Wein 4 Eimer 4 Imi 4 Maas.

führte, hatten vornehmen müssen. Enzlins Wittwe versöhnte sich 1615 mit dem Herzoge, seinen Söhnen aber, weil sie vielseitig „tergiversirten,“ gelang dies erst 1620, nachdem sie zuvor Abbitte gethan und eine Verschreibung, daß sie sich nicht rächen wollten, ausgestellt hatten.

So fiel Matthäus Enzlin, der „Landes- und Landschafts-Feind,“ kein politischer Märtyrer, auch nicht das, wider Recht und Gerechtigkeit verdammte, Opfer, einer, von ihm vielfach gekränkten, Parthei, nein! durch seine eigene Schuld, die seinen Feinden die Waffen gegen ihn in die Hände lieferte, er fiel durch sein eigenes, trügerisches und vermessenes Benehmen, und er selbst rief thörichter Weise das Verderben auf sein schuldbelastetes Haupt!

Quellen: für die Jugendgeschichte Enzlins, Epithalamion in Nuptiis clarissimi et perquam eruditi viri D. Matthaei Enslini scriptum a Nicodemo Frischlino. Tubingae Anno 1581. 1. Bogen in Quart, sonst Handschriften, das Tagbuch des Crusius, und vornemlich die Enzlinischen Prozeßakten.

Johann Brenz.

Das sechszehnte Jahrhundert war der Zeitpunkt einer allgemeinen, gewaltigen Bewegung der Geister, der Ruf zum Kampfe für das Evangelium, welchen Martin Luther erhob, tönte weithin, nicht blos durch des teutschen Landes Gauen, sondern auch in fremde Länder, und erweckte eine Menge rüstiger Streiter.

Einer der ausgezeichnetsten unter diesen war Johann Brenz, der sich besonders um die Kirchenverbesserung in Schwaben unsterbliche Verdienste erwarb. Sein Geburts-Ort ist Weil am Würmflusse, damals noch eine freie Reichsstadt, seine Aeltern aber sind Martin Brenz, vierundzwanzig Jahre lang Schultheiß seiner Vaterstadt, und Katharina Hennich. Beide tratten, auf die Veranlassung des Sohnes, späterhin ebenfalls zur evangelischen Lehre über, weßwegen ihnen aber auch nach ihrem Tode zu Weil das Begräbniß auf dem Kirchhofe, in geweihter Erde, versagt wurde.

Geboren ward Johann Brenz am Tage Johannes des Täufers, den 24. Junius 1499, Nachmittags um 4 Uhr, und erhielt daher auch seinen Vornamen. Die frühe bemerkbaren ausgezeichneten Geistes-Anlagen des Knaben wurden durch sorgfältigen Unterricht in den Schulen zu Weil (1505), Heidelberg (1510) und Vaihingen (1511), wo damals Johann Schmidlin mit vielem Ruhme lehrte, ausgebildet.

So war Brenz schon im dreizehnten Lebensjahre die Hochschule zu beziehen fähig, und gieng daher nun zum zweitenmal nach Heidelberg, einer Hochschule, welche in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts, durch des Kurfürsten Ludwigs und seiner Räthe, Johann von Dalberg und Dietrich von Plieningen, Liebe zu den Wissenschaften und durch Rudolph Agrikolas und anderer berühmten Gelehrten Bemühungen, zur schönsten Blüthe gekommen war, wo sich damals auch mehrere, nachher in der Reformations-Geschichte berühmt gewordene, Männer, Melanchton, der jedoch gleich darauf nach Tübingen gieng, Oekolampadius, Schnepf, Billican, Bucer, Eisenmann und Frecht, theils als Lehrer, theils als Lernende, befanden,

wo eine treffliche Bibliothek der Wisbegierde reiche Nahrung gewährte, und wo auch die Anwesenheit eines gebildeten Hofes vortheilhaft auf die Studirenden wirkte.

Frömmigkeit und ein streng sittliches Betragen zeichneten den Jüngling hier aus, und sein Fleiß war so groß, daß er gleich nach Mitternacht aufzustehen und wieder fortzuarbeiten pflegte, hiedurch aber auch eine Schlaflosigkeit sich zuzog, welche ihn während seines ganzen übrigen Lebens nicht mehr verlies 11). Sprachkunde und Philosophie waren Anfangs die Gegenstände seines Studiums, er erlernte nun auch das Griechische und Hebräische, letzteres bei Matthäus Hadrian, einem getauften spanischen Juden, welcher nebst Reuchlin damals für den gründlichsten Kenner dieser Sprache und ihrer Litteratur galt.

Im Jahre 1514 erhielt Brenz schon die niedrigste der akademischen Würden, die eines Baccalaureus in der Philosophie, drei Jahre später aber wurde er Magister, nachdem er zuvor im Frühlinge 1517 den, indeß von Heidelberg abgegangenen, Oekolampadius, in seiner Vaterstadt Weinsberg besucht, und ihn bei der Ausarbeitung eines Registers über die Werke des Kirchenvaters Hieronymus unterstützt hatte.

Jetzt begann er auch die Gottesgelehrtheit zu studiren, er las die Schriften der Kirchenväter und die, mit einer spitzfündigen Dialektik angefüllten, Werke der Scholastiker, er hörte hierüber, so wie über das Kirchenrecht, die Vorträge eines Peter Scheibenhard, Georg Niger und anderer Lehrer der Hochschule, aber nicht lange stand es an, so verließ er dies unfruchtbare Studium und gieng zur Bibel, als der reinsten und ursprünglichen Quelle der christlichen Glaubenslehre, über.

Diese, in Beziehung auf sein ganzes Leben für ihn so folgenreiche, Aenderung veranlaßte Martin Luther, welcher im April des Jahres 1518 zu einer allgemeinen Versammlung des Augustiner-Ordens nach Heidelberg kam.

Seine Sätze gegen den Ablaß waren hier schon bekannt, und als er daher nun auch auf dieser Hochschule, veranlaßt durch etlich seiner Ordensbrüder, eine öffentliche Streit-Verhandlung halten wollte, gaben die dasigen Theologen, Anhänger des alten scholastischen Systems, ihren Hörsaal nicht dazu her. Luther hielt daher im Augustiner-Kloster, und zwar vor einer sehr zahlreichen Versammlung, seine Streit-Verhandlung über 28 theologische und 12 philosophische Sätze (d. 26. April 1518).

11) Er ließ sich deßwegen später einen kunstreichen Leuchter machen, welcher immer neben seinem Bette stand, damit, wenn er auch nicht aufstehen wollte, er lesen und schreiben konnte.

Da vernahm nun auch Brenz mancherlei, was seinen Glauben an die Lehre der römischen Kirche und seine Ehrfurcht vor Aristoteles, dem Abgotte der Scholastiker, schwächte; daß die guten Werke zur Rechtfertigung Nichts nütze seyen, sondern allein der Glauben diese bewirke, daß die bisherige Lehre vom freien Willen unrichtig sey, u. s. w.; er hörte, mit welch glücklichem Scharfsinn Luther die Einwürfe gegen seine Ansicht widerlegte, mit welch siegreicher Beredtsamkeit er diese behauptete, wie er dabei namentlich der heiligen Schrift sich mit dem besten Erfolge bediente, er wurde durch die persönliche Bekanntschaft Luthers, und die Unterredung mit ihm, noch mehr angezogen, und gleich einem Bucer, Schnepf und andern, ergriff auch ihn die siegende Kraft der Wahrheit, und von dieser Zeit an tratt er als deren Verkündiger auf.

Schon früher hatte er angefangen über einige scholastischen Schriften, über die Dialektik des Agrikola, über den Sueton, den Homer und die griechische Sprachlehre Vorlesungen zu halten, und zwar mit solchem Beifall, daß er 1519 zum Aufseher (Regens) der Burse der Realisten 12) ernannt wurde, ein Amt, welches er mit aller Treue, Sorgfalt, Klugheit und Geschicklichkeit verwaltete.

Jetzt aber, durch das Studium der Werke Luthers, besonders der vortrefflichen Erklärung, welche dieser über den Brief an die Galater verfaßt hatte, noch mehr in der neuen evangelischen Lehre befestigt, begann er Vorlesungen über das Evangelium des Matthäus, wobei er einen so großen Zulauf hatte, daß er das Lehrzimmer der Burse verlassen und den größern philosophischen Hörsaal beziehen mußte.

Darüber aber erwachte der Neid der heidelberger Gottesgelehrten gegen ihn, es gezieme sich nicht, sagten sie, daß ein Mann, der noch nicht im geistlichen Stand lebe, und noch dazu in einem philosophischen Hörsaale, theologische Vorlesungen halte. Um diese scheinbaren Einwürfe zu entkräften, bewarb sich Brenz um die Stelle eines Kanonikus bei der Heiliggeist-Kirche zu Heidelberg, ließ sich deßwegen in Speier zum Priester weihen, hielt seine erste Messe in seiner Vaterstadt, und predigte, nach Erlangung jener Stelle, in Heidelberg mit vielem Beifall (1520). Daneben aber fuhr er fort, biblische Schriften zu erklären und die neue Lehre weiter auszubreiten, zum großen Aerger der päpstlichgesinnten Lehrer der Hochschule, welche es dahin brachten,

12) Die Scholastiker theilten sich in die Nominalisten, welche behaupteten, die allgemeinen Begriffe seyen bloße Worte, und die Realisten, welche sie für etwas Wirkliches ausgaben; auf den meisten Hochschulen wohnten die Studirenden in eigenen Häusern, Bursa oder Contubernium genannt, unter Aufsicht von Rectoren oder Regenten zusammen.

daß vom Kurfürsten Ludwig ein scharfer Befehl an den akademischen Senat ergieng, man sollte jene Vorlesungen untersagen und gegen deren Urheber eine Untersuchung anstellen. Der Senat befolgte diesen Befehl, aber Brenz wußte sich vor ihm, wie vor dem pfälzischen Kanzler, so gut zu verantworten, daß er freigesprochen wurde. Da er jedoch voraussah, daß der Haß seiner Gegner immer neue Mittel zu seiner Verfolgung auffinden würde, so folgte er um so bereitwilliger dem Rufe als Prediger in die schwäbische Reichsstadt Hall, wozu ihn sein Freund, Eisenmann, empfohlen hatte (1522).

Am 8. September 1522 hielt er Probe-Predigt daselbst, und übertraf hier noch die Erwartungen seiner Zuhörer. Nicht blos der gediegene Innhalt seiner Rede, sondern auch seine Stimme und sein Vortrag erlangten den größten Beifall, und trotz seiner Jugend, wurde er einstimmig mit einer Besoldung von 80 Gulden als Prediger angestellt. Es vereinten sich aber auch, in diesem Alter sonst seltene, Eigenschaften in dem dreiundzwanzigjährigen Jüngling. Ernst und Würde, in Worten und Geberden sowohl als im ganzen Betragen, ein reiner, unbescholtener Lebenswandel, ein feuriger Eifer für seinen Beruf, ein tiefes Pflichtgefühl und eine gewissenhafte Treue, Eigenschaften, die ihn auch ins Mannes- und Greisen-Alter begleiteten.

Ein solcher Verkündiger des Wortes Gottes mußte in jenen Zeiten, wo die Gemüther so empfänglich waren für die göttliche Wahrheit, nothwendig Großes und Gutes wirken. Sein Ansehen wuchs von Tag zu Tag, man gedachte nicht mehr seiner Jugend; sein Beispiel aber wirkte fast noch mehr als seine Predigten, und so führte er allmählig, ohne Zwang, ohne Aufsehen zu machen, die Einwohner von Hall zur Lehre des Evangeliums. Denn er tratt hiebei gar klug und bescheiden auf, er hielt Anfangs noch Messe, ließ aber das Opfer für die Todten und Lebenden weg; er wollte die, noch tief ins Papstthum versunkenen, Gemüther nicht ärgern, er ließ sich lieber zu ihnen herab, um sie desto sichrer herauszuführen aus ihren Irrthümern, und durch Unterricht zu einer bessern Ueberzeugung zu bringen. Auch enthielt er in seinen Predigten sich alles Scheltens, aller Ausfälle auf die alte Lehre, obgleich die Anhänger derselben, besonders die Franziskaner, ihn aufs Heftigste angriffen, und ihn auf jede Art verhaßt zu machen suchten. Hatte einmal einer von ihnen eine recht scharfe Rede gegen Brenz gehalten, und besuchte nun den Gottesdienst dieses Mannes, in der Erwartung, er werde nun mit eben so großem Ungestüm antworten, so tratt Brenz dagegen ganz ruhig auf, trug die Lehren des evangelischen Christenthums, besonders die von dem rechtfertigenden Glauben an Christi Verdienst, vor, und nur, wenn es

schickliche Gelegenheit dazu gab, widerlegte er kurz und bescheiden mit klaren Stellen der heiligen Schrift die Lehrsätze seiner Gegner.

Dadurch aber wirkte er mehr als diese durch all ihr Toben und Schreien, während bei ihrem Gottesdienste die Kirchen leer standen, füllten sie sich, sobald Brenz auftratt, und die evangelische Lehre befestigte und verbreitete sich in Hall immer mehr. Selbst von den Mönchen tratten manche zu ihr über, die andern entfernten sich; noch in einer einzigen Kirche wurde die Messe bis 1534 gefeiert, in den übrigen schaffte Brenz sie, ohne Schwierigkeit, schon 1523 ab, als er den, ebenfalls zur neuen Lehre sich bekennenden, schon oben genannten, Johann Eisenmann, zum Amtsgenossen bekam.

So segensreich wirkte Brenz zu Hall als Seelsorger, als Schriftsteller aber begann er schon damals auch in einem weitern Kreise für die evangelische Lehre thätig zu seyn, und breitete dadurch seinen Ruhm noch weiter aus, da seine Werke großen Beifall erhielten, meistentheils mehrmals aufgelegt und viele auch übersetzt wurden 13).

Um so größer war auch der Haß, welchen die Anhänger des Papstes auf ihn warfen, dieser Haß verfolgte ihn sein ganzes Leben hindurch, und brachte ihn mehr als einmal in große Gefahr.

So geschah es im Jahre 1525, als der schreckliche, unter dem Namen des Bauernkrieges bekannte, Aufruhr des Landvolks, auch in der Gegend von Hall sich auszubreiten begann. Denn wie überhaupt die Katholiken diese Empörung den evangelischen Predigern zuschrieben, so beschuldigten Brenzens Gegner in Hall diesen vornemlich, er habe durch seine Neuerungen im Gottesdienst Veranlassung gegeben, daß auch in der Nachbarschaft dieser Stadt die Bauren sich erhoben.

Aber Brenz widerlegte diese Beschuldigung aufs Bündigste; er erklärte nicht nur auf eine Anfrage des pfälzischen Kanzlers, was er von den sogenannten „zwölf Artikeln der Bauerschaft," worinn diese ihre Grundsätze und ihre Wünsche bekannt gemacht hatten, halte? diese Schrift sey der Bibel schnurstracks entgegen, und das Betragen der Aufrührer stimme überdieß mit deren Inhalt nicht überein, sondern er verfaßte auch einen eigenen Aufsatz dagegen, worinn er Obrigkeiten und Unterthanen über ihre gegenseitigen Pflichten belehrte und die Schrift der Bauern widerlegte, indem er die Nichtigkeit ihrer, aus der Schrift hergenommenen, Gründe zeigte. (Von Hiob Gast übersetzt und gedruckt unter dem Titel: De administranda pie republica ac

13) Um den Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen, werden Brenz Schriften, wenige ausgenommen, die nothwendig in der Erzählung selbst erwähnt werden müssen, am Schlusse dieses Aufsatzes aufgezählt werden.

subditorum erga magistratus justa obedientia libellus. Haganoae. 1527. 8.

Als auch die Empörer Hall zum Beitritt aufforderten, und im Weigerungsfalle mit Belagerung und Zerstörung der Stadt drohten, als schon viele Bürger schwankten, und die Obrigkeit in der grösten Verlegenheit war, da tratt Brenz auf, hielt eine kräftige Rede, tröstete, stärkte und ermuthigte die Bestürzten, rief sie auf, die Waffen zu ergreifen, und den Empörern kühn zu widerstehen, Gott werde ihnen helfen! Da zogen die Haller früh Morgens den 4. April aus, und stießen eine halbe Stunde von der Stadt auf 4000 Bauern; obwohl weit schwächer als diese, griffen sie dieselben dennoch unverzagt an und gewannen, vornemlich mittelst ihres Geschützes, einen schnellen Sieg.

Im nämlichen Jahre wurde Brenz in einen Streit verwickelt, welcher einen sehr traurigen und gefährlichen Zwiespalt unter den Anhängern der neuen Lehre herbeiführte. Sein erster Urheber war Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, ein unruhiger, schwärmerischer Kopf, der zuerst aus Haß gegen Luther die Behauptung aufstellte, daß die Worte der Einsetzungsformel des Abendmahls nicht so zu verstehen seyen, als hieße es, das ist mein Leib, sondern das bedeutet meinen Leib. Er fand bald Anhänger und Vertheidiger seiner Ansicht, namentlich unter den oberdeutschen und schweizerischen Gottesgelehrten, und so entspann sich der unglückliche Sakramentstreit, welcher die Evangelischen in zwei Theile trennte, und nicht nur großes Aergerniß, sondern auch schweren Schaden bei ihnen stiftete.

Auch Brenz nahm lebhaften Antheil daran, und bei der großen Verehrung, welche er für Luthern hegte, war es natürlich, daß er eifrig dessen Parthei ergriff. Eine besondere Veranlassung hiezu gab ihm sein alter Freund Oekolampadius, welcher 1525 eine Schrift über den eigentlichen Verstand der Worte: Das ist mein Leib, herausgab, worinn er mit vieler Gelehrsamkeit, großem Scharfsinn, bescheiden und in einem zierlichen Style zu erweisen suchte, daß in den ältesten Zeiten des Christenthums diese Worte stets in uneigentlicher Bedeutung genommen worden seyen und erst der Scholastiker, Peter der Lombarde, die Lehrmeinung von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl aufgebracht habe.

Er fügte dieser Schrift einen Brief an die Diener des göttlichen Worts in Schwaben bei, worinn er die entgegengesetzte Meynung mit eben nicht ganz glimpflichen Ausdrücken belegte — denn er nennt ihre Anhänger bäurisch und stumpfsinnig — und jene Männer aufforderte, ein Urtheil über seine Ansicht zu fällen, da viele sich gewundert, daß er hierinn Luthern widerspreche.

Nun hatten schon seit einiger Zeit die Prediger im Kreichgau, wo Luthers Lehre bald Wurzel faßte, die Gewohnheit Zusammenkünfte unter sich zu halten, auf denen sie über strittige Lehrgegenstände sich unterredeten, um die reine evangelische Lehre zu erhalten und jedem Irrthum den Eingang zu versperren. Konnten sie nun über irgend einen Punkt nicht ins Reine kommen, so wandten sie sich an Brenz, dessen ausgezeichnete Gelehrsamkeit alle verehrten, und holten seine Ansicht darüber ein. Natürlich versäumten sie auch jetzt nicht, dieß zu thun, da Oekolampadius die oben erwähnte Aufforderung an sie ergehen ließ. Brenz lud sie, da ihm die Sache sehr wichtig schien, zu einer Versammlung in Hall ein, wo sie nun auch in ziemlicher Anzahl erschienen.

Neben Brenz waren zugegen seine Amtsgenossen Michael Gräter und Johann Eisenmann, beide geborne Haller. Der letztere hatte mit ihm zu Heidelberg studirt, und war nun sein treuer Gehülfe in Ausbreitung der reinen Lehre. Er wurde später Superattendent zu Hall, mußte seine Vaterstadt, gleich Brenz, des Interims wegen, verlassen, fand aber dafür Aufnahme und Schutz beim Herzog Ulrich von Wirtenberg, wurde Pfarrer zu Urach (1548), Superattendent zu Tübingen (1552) und zuletzt Abt zu Anhausen (1558), wo er 1574 starb; ein frommer, standhafter und geduldiger Mann, welcher eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besaß und von den Herzogen Christoph und Ulrich viel in Religions-Angelegenheiten gebraucht wurde.

Von fremden Predigern fanden sich ein, Erhard Schnepf von Heilbronn, und Johann Gayling von Ilsfeld, deren Lebensgeschichte späterhin besonders beschrieben werden wird. Johann Lachmann, geboren zu Heilbronn, welcher mit Melanchthon zu Heidelberg studirte, und hier ebenfalls für die neue Lehre gewonnen wurde, die er nun auch in seiner Vaterstadt, wo er schon 1524 als Prediger angestellt war, einführte. Er eiferte scharf gegen das Sittenverderbniß, besonders unter den niedern Ständen, und gegen das Benehmen der Heilbronner im Bauernkriege. Im Jahre 1528 verfaßte er einen „Catechesis oder Unterricht der Kinder, wie er zu Heilbronn gelehrt und gehalten wird," und wurde 1531 zur Reformirung der Klöster in seiner Vaterstadt gebraucht. Auch er sprach kühn und unerschrocken gegen das Interim (1548). Sein Geburts- und Todes-Jahr sind unbekannt.

Bernhard Griebler war Prediger zu Gemmingen, dessen Besitzer zu den frühesten Beförderern der neuen Lehre im Kreichgau gehören, Martin Germanus aber zu Fürfeld. Der letztere neigte sich später zu Zwinglis Lehrmeinung vom Abendmahl, half aber auch eifrig an der Vereinigung der Zwinglischen und Lutherischen ar-

beiten, welche 1536 zu Wittenberg, wohin auch er abgesendet worden war, geschlossen wurde.

Johann Gallus bekleidete von 1522 an 40 Jahre lang die Predigerstelle in Sulzfeld und wirkte während dieser Zeit viel Gutes; durch seine Wachsamkeit, Treue und Standhaftigkeit wurde die neue Lehre im Kreichgau unter mancherlei Gefahren und Stürmen befestigt und ausgebreitet, sein frommer, tadelloser Lebenswandel und sein Amtseifer dienten seinen Amtsgenossen zum Vorbild und Beispiel, auch beförderte er die Gelehrsamkeit und unterstützte Studirende gerne mit Rath und Geld.

Wolfgang Taurus war schon 1517 Pfarrer zu Orendsal im Hohenlohischen, Johann Herold aber zu Reinsberg; dieser lebte noch 1549, schrieb eine Chronik der Stadt Hall (1541) und etlich andere Werke. Noch weniger bekannt sind die Lebensumstände Johann Rudolphi's von Oehringen, Ulrich Schwiggers von Weissach und Johanns von Waldenburg.

Dieß waren die Männer, welche in Hall zusammen kamen, um sich über die Schrift des Oekolampadius zu berathen; die angesehensten und eifrigsten Prediger der evangelischen Lehre in jenen Gegenden, weßwegen auch den Anhängern Zwingli's gar viel daran gelegen war, sie für ihre Ansicht zu gewinnen. Martin Bucer schrieb deßwegen an mehrere von ihnen, und gab sich alle Mühe, sie derselben geneigt zu machen. Aber Brenz, auf den hier doch am meisten ankam, war der Meinung Luthers allzueifrig zugethan, als daß Bucer seinen Zweck hätte erreichen sollen. Im Namen Aller schrieb er an diesen (Epistola J. Brentii de verbis Domini hoc est Corpus meum, opinionem quorundam refellens. 3. October 1525), so sehr sie auch den Oekolampadius schätzten, so sehr namentlich er ihm, als seinem Lehrer, zur Dankbarkeit verpflichtet sey, so können sie doch seiner Meinung nicht beistimmen, da sie nicht in der Schrift gegründet wäre, und Christi Worte sie drängten, dieselbe zu verwerfen.

Diese Ansicht sprachen sie noch deutlicher aus in einer Schrift, welche alle miteinander unterschrieben, deren Hauptverfasser aber Brenz war, und welche unter dem Titel: Syngramma clarissimorum, qui Halae uevorum convenerunt, virorum super verbis Coenae Dominicae et pium et eruditum ad Jo. Oecolampadium, Basileensem ecclesiastem, mehrmals gedruckt, auch ins Teutsche übersetzt wurde. (Gegründeter und gewisser Beschluß etlicher Prediger zu Schwaben über die Worte des Abendmahls Christi, das ist mein Leib, an Joh. Oecolampadius geschrieben, und durch Joh. Agrikola verteutscht. Hagenau 1526. 4.)

An Scharfsinn, Gelehrsamkeit, bescheidener, guter Schreibart, gab das Syngramma der Schrift des Oekolampadius Nichts nach. Ihr Glauben, so beginnt dasselbe, zwinge sie ihm zu antworten, damit ihr Stillschweigen nicht für Uebereinstimmung genommen werde. Er habe durch seine Schrift Zwietracht ausgesät, sie hofften aber diese werde, zum Besten der Kirche, nicht lange dauern. Schon dieß mache seine Ansicht verdächtig, daß deren drei vornehmste Verfechter, er, Karlstadt und Zwingli, in ihrer Erklärung nicht übereinkämen.

Hierauf wird die Behauptung, als stimme Luther in seiner Meinung mit den Katholiken überein und befördre dadurch den Aberglauben, widerlegt. Christus selbst, heißt es, nicht Peter der Lombarde, sey der Urheber derselben, und ebensogut, als andere Aussprüche von ihm, müsse man auch diesen wörtlich nehmen. Die Kirchenväter hätten nicht anders gelehrt, und in jedem Falle müsse man die Worte der Schrift höher achten, als die ihrigen. Diese aber bekräftige Luthers Meinung durch viele Stellen, und mit Unrecht beurtheile man Christi Worte nach menschlichen Spitzfündigkeiten, hier könne nur der Glauben, nicht die Philosophie erklären, was dabei wunderbar erscheine, sey ein Wunderwerk des göttlichen Worts. Wenn es schon nicht recht sey, die Werke eines Menschen anders auszulegen, als er sie verstanden haben wolle, wie viel mehr Unrecht dieß bei Christi Worten sey. Zuletzt, nachdem sie den Beweis für ihre Ansicht sehr gründlich und weitläufig geführt haben, vertheidigen sie sich noch wider etlich Vorwürfe ihrer Gegner und ermahnen diese am Schlusse, die Schrift mit Furcht und Zittern und nicht nach ihrem, sondern nach der Schrift Geist auszulegen, um der armen Kirche willen den besten Weg zu erwählen, deren Frieden nicht zu stören, noch dem neu emporkommenden Evangelium ein Aergerniß zu bereiten.

Diese Schrift erregte, schon als das öffentliche Bekenntniß, nicht eines, sondern mehrerer Verkündiger des göttlichen Worts, über eine damals so strittige Lehrmeinung, viel Aufsehen, und wurde natürlich von beiden Parteien sehr verschieden beurtheilt. Während Luther sie hoch erhob, nannte Zwingli sie ein närrisches Büchlein, dergleichen in viel Jahren nicht ausgegangen, ihre Verfasser aber Finsterlinge, „Zürlimürler," unbedeutende Bischöfflein, und den Brenz namentlich, in Rücksicht auf den Oekolampadius, ein undankbares Thier.

Dieser letztere schwieg auch nicht auf das Werk der schwäbischen Prediger, er setzte ihm sein Antisyngramma entgegen. (Ad ecclesiastes Suevos antisyngramma. Tiguri 1546. Teutsch: Kurzer Begriff auf etlicher Prediger in Schwaben G'schrift, die Wort des Herrn Nachtmahls antreffend. Basel 1526), wo er seine frühere bescheidene und glimpfliche Schreibart mehrmals vergaß. Die schwäbischen Prediger

aber, welche keinen Streit hatten anfangen, sondern nur ihr Glaubensbekenntniß ablegen wollen, nahmen keine weitere Rücksicht auf diese Schrift, auch Brenz beantwortete Bucers sogenannte Apologie, worinn dieser seinen Brief zu widerlegen suchte, nicht.

Dagegen besuchte er etliche Jahre später das Glaubensgespräch zu Marburg, welches der Landgraf Philipp von Hessen veranstaltet hatte, um dem ärgerlichen Abendmahlsstreite ein Ende zu machen, und wo die Häupter beider Partheien, Luther und Zwingli nebst ihren vornehmsten Anhängern zusammen kamen. Er selbst mußte hier nebst Andreas Osiander von Nürnberg Beweißstellen für die lutherische Meinung sammeln und hernach mit den strasburgischen Gottesgelehrten, Bucer und Capito, sich besprechen, aber es kam dabei so wenig heraus, als bei der Hauptunterredung, beide Theile schieden unvereint. Brenz selbst sandte eine kurze Beschreibung des Marburger Gespräches an den Reutlingischen Prediger Schradin, und schrieb darinn seiner Parthie einen vollkommenen Sieg zu (d. 14. November 1529).

Im nächstfolgenden Jahre nahm er an einer andern wichtigen Begebenheit ebenfalls sehr lebhaften und thätigen Antheil, nemlich an dem Reichstage, welchen Kaiser Karl der Fünfte zur Beilegung der Religionsstreitigkeiten aufs Jahr 1530 nach Augsburg ausgeschrieben hatte.

Er hatte schon an den 17 Glaubens-Artikeln arbeiten helfen, welche, von den lutherischen Gottesgelehrten noch zu Marburg verfaßt, die Grundlage des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses bildeten, und unter dem Namen der Schwabacher oder Torgauischen Artikel bekannt sind. Denn sein Eifer für die neue Lehre hatte sich nun schon hinlänglich erprobt, seine Gelehrsamkeit aber kannte man schon längst, und daher bedienten sich nun auch fremde Regierungen seiner Dienste in Religions-Angelegenheiten. Markgraf von Brandenburg-Ansbach ließ sich 1529 ein Bedenken von ihm stellen, ob man sich dem Kaiser, wenn er die Evangelischen Stände mit Gewalt zwingen wolle, ihrem Glauben zu entsagen, bewaffnet widersetzen dürfe? Gleich Luthern und andern evangelischen Gottesgelehrten, verwarf Brenz damals jeden bewaffneten Widerstand gegen den Kaiser, aus der falschen Ansicht, als ob die Stände dessen Unterthanen auf gleiche Weise seien, wie z. B. die Bürger von Ansbach die Unterthanen des Markgrafen, und ihm daher als ihrer, von Gott eingesetzten, Obrigkeit nicht widerstreben dürften.

Der Markgraf Georg nahm Brenz auch mit sich auf den Reichstag zu Augsburg, und wahrscheinlich war dieser der Hauptverfasser der Bekenntnißschrift, welche jener Fürst mit hieher brachte, und welche bei dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse ebenfalls zu Rathe gezogen

wurde. Brenz hatte hier mancherlei zu schaffen, nebst andern Gottesgelehrten, Abgeordneten und Räthen, mußte er das oben genannte Glaubensbekenntniß, wie es von seinem eigentlichen Verfasser, Melanchton, Stück für Stück vorgelegt wurde, prüfen helfen, und zugleich suchte der eifrige Landgraf von Hessen durch seine und Melanchthons Vermittlung von Neuem eine Vereinigung der Anhänger Luthers und Zwingli's zu Stande zu bringen.

Allein Brenz sowohl als Melanchthon waren dagegen. Sie müßten, erklärten sie, von jeder „Brüderschaft" mit den Zwinglischen abrathen, theils wegen der Wichtigkeit des Streitgegenstandes, theils wegen der Gefahr worein die Lutherischen dadurch gerathen würden, wenn sie mit Leuten sich verbänden, die öffentlich mit ihren Kriegsrüstungen prahlten. Und auf diesem Entschlusse beharrten sie auch, vergebens machte ihnen der Landgraf neue Vorstellungen, die Verschiedenheit der Ansichten in der Abendmahlslehre betreffe ja mehr der Sinn der Worte, als die Sache selbst, und vergebens suchte späterhin auch Bucer den Streit beizulegen.

Indessen hatten die Lutheraner ihr Glaubensbekenntniß übergeben, der Kaiser hatte ihre ärgsten Gegner mit dessen Wiederlegung beauftragt, es schien beschlossen, daß die neue Glaubensparthei unterdrückt werden sollte, beunruhigende Gerüchte und drohende Reden der Katholischen deuteten offen darauf hin, und Furcht ergriff die Gemüther der meisten lutherischen Gottesgelehrten, vornemlich des Melanchthon, der auch Brenz mit gleichen bangen Besorgnissen ansteckte, weßwegen Luther auch diesem ein Trostschreiben zuschickte, worinn er ihn an die vielen Beispiele der rettenden und schützenden Vorsicht Gottes in der heiligen Schrift nnd in der Geschichte erinnerte, und ihn vor übermäßigem Kummer warnte.

Doch der drohende Sturm schien sich wieder zu verziehen, man begann Vergleichs-Handlungen, wobei von Seiten der Lutheraner sich Melanchthon, Brenz und Schnepf, von katholischen Gottesgelehrten aber Eck, Wimpina und Cochläus befanden (d. 16. August 1530). Man legte hiebei das Augsburgische Glaubensbekenntniß zu Grund und kam über mehrere Artikel desselben sogleich, über andere nach kurzer Besprechung überein, allein gerade über die wichtigsten Lehrmeinungen, von der Buße, dem Glauben und den guten Werken, vom Abendmahl und von der Messe konnte man sich nicht vereinigen, da die Katholiken, weil gerade hierauf der Ablaß und andere, für den römischen Stuhl und die Geistlichkeit so einträglichen Einrichtungen beruhten, hier von ihrer Ansicht nicht abgehen, die Lutheraner aber durch Nachgiebigkeit, Mißbräuchen, welche sie längst bekämpft und abgeschafft hatten, nicht wieder den Eingang eröffnen wollten.

Fruchtlos gieng also diese, wie die späteren Vergleichshandlungen vorüber, und manche Lutheraner waren schon unzufrieden mit dem, was man bisher den Katholischen nachgegeben hatte, vornemlich Melanchthon und Brenz traf ihr heftigster Unwillen. Von letzterm schrieb der nürnbergische Abgeordnete, Hieronymus Baumgärtner, er sey nicht allein ungeschickt, sondern auch grob und rauh, und habe den frommen Markgrafen ganz irr und kleinmüthig gemacht, berede ihn, was er wolle. Kaum erschienen die Katholischen wieder mit einem neuen Vergleichs-Vorschlag, so sey Melanchthon sogleich da, stelle Artikel, Brenz trage sie dem Markgrafen vor, wollen sich dann die Uebrigen nicht gefallen lassen, was diese Leute ausgemacht hätten, so heiße es gleich, sie wollten nicht Frieden haben, sondern nur mit dem Landgrafen von Hessen drein hauen.

So hatte Brenz für seine eifrigen Bemühungen noch Undank zum Lohne, und um so erwünschter mußte daher auch ihm der Schluß des Reichstages seyn, so drohend auch dessen Abschied lautete; denn auf die drohenden Worte folgte nicht die That, vielmehr wurde 1532 in Nürnberg der erste Religionsfrieden geschlossen.

Gleich Luthern hielt auch Brenz den Augsburger Reichstag für eine Feuerprobe der evangelischen Lehre, und es schien ihm genug Gewinn, daß sie diese so glorreich bestanden hatte. Unsre Gegner, schrieb er, sind erklärt und geoffenbart worden als wahre Pharaonen und Antichristen, früher hoffte man noch, sie könnten weise werden, jetzt aber, da alle nur möglichen Mittel vergebens versucht wurden, erkennt man, daß dieß unmöglich ist. Wäre auch nur das geringste Fünkchen von Frömmigkeit bei ihnen, so hätte man doch einigen Erfolg spüren müssen, aber im Gegentheil sie wurden immer trotziger und wollten nun nicht einmal mehr, wie früher, gestehen, daß es viel Mißbräuche in ihrer Kirche gebe! 14)

Frisch gestärkt und, wo möglich, noch inniger von der Wahrheit seiner Lehre überzeugt, kehrte er nach Hall zurück, wo er sich nun auch mit Margarethe Gräter, einer Wittwe von ehrbarer Herkunft, verehlichte und sechs Kinder mit ihr erzeugte, von denen ihn drei überlebten.

14) Während den Vergleichs-Verhandlungen hatte einmal Cochläus, um die Anbetung der Heiligen zu vertheidigen, gesagt, man müsse hier die Mutter Kirche hören, welche dieselbe gutgeheißen hätte, da sprach Brenz: Wenn aber der Vater etwas anderes befiehlt? Auf diesen unerwarteten Einwurf wußte Cochläus Nichts zu antworten, als: Der Vater! Der Vater! — Einem Bischoff stellte Melanchthon den Brenz einmal vor, mit den Worten: Hier haben wir einen unverehlichten lutherischen Priester! worauf der Bischoff den Brenz lobte und ermahnte, ehelos zu bleiben; aber Brenz folgte dieser Ermahnung nicht.

Immer noch hatte er auch in Hall selbst mit seinen Gegnern zu kämpfen, wie wir unter andern aus einem Briefe ersehen, den er um diese Zeit schrieb. Daß etlich Päpstliche, heißt es hier, dem Evangelium alles Unglück, so sich zu unsrer Zeit begibt, aufbürden, ist Nichts Neues, sondern das alte Geschrei, ich muß es auch täglich zu Hall hören. Aber, lieber Gott, wie kann ich thun? Ich kehre Fleiß an nach meinem Vermögen anzuzeigen, woher Glück und woher Unglück komme, und doch wills Nichts helfen.

Mit den Predigern im Kreichgau stand er immer noch im besten Vernehmen und bedauerte daher sehr, daß er ihre Zusammenkunft in Heilbronn nicht besuchen konnte, theils weil er erst vor Kurzem so lange von Hall entfernt gewesen, theils weil er täglich Briefe von seinem Vater erwarte, der seine Gegenwart in Weil wünsche, da der dortige Stadtrath den guten Ruf ihrer Familie, wegen deren Hinneigung zur lutherischen Lehre, zu beflecken suche.

Auch mit Luther, Melanchthon und andern stand er damals im Briefwechsel, wo, neben andern Gegenständen, vornemlich auch Glaubenslehrsätze zur Sprache kamen, wie z. B. die Rechtfertigungslehre, über welche Brenz noch einige Zweifel hatte, welche ihm nun Luther und Melanchthon benahmen.

Lange aber verweilte sich Brenz auch jetzt nicht zu Hall, er wurde 1533 nach Nürnberg berufen. Der Rath dieser Stadt und der Markgraf Georg von Brandenburg-Ausbach nemlich hatten durch ihre Gottesgelehrten eine Kirchenordnung verfertigen lassen, welche sie dem Johann Brenz sowohl als den Gottesgelehrten in Wittenberg zur Prüfung vorlegten. Die letztern urtheilten, es sey zwar Nichts Unrechtes in ihr, allein man erkenne die verschiedene Schreibart der Verfasser noch zu sehr darinn, weßwegen es gut wäre, wenn man sie zur letzten Umarbeitung Einem Manne übergäbe. Hiezu erhielt nur Andreas Osiander, einer ihrer Hauptverfasser, den Auftrag und ihm wurde Brenz beigesellt. Sechs Wochen brachten beide mit diesem Geschäfte zu, änderten aber Nichts im Innhalt, nur am Styl, worauf die Schrift, nach nochmaliger Berathung öffentlich bekannt gemacht wurde (Kirchenordnung zu des Markgrafen von Brandenburg und eines ehrbaren Raths der Stadt Nürnberg Obrigkeit und Gebieten, wie man sich beide, mit Lehr und Ceremonien halten solle. Nürnberg 1533. fol. Angehängt sind einige Catechismus-Predigten von Brenz.) Man legte sie später bei mehreren anderen Kirchenordnungen zu Grund, Eck aber, der allezeit rüstige Streiter für die römische Kirche, gab einen „christlichen Unterricht“ dagegen heraus (1533), worinn er nach seiner Art scharf wider sie loszog.

Einige Jahre später tratt Brenz zum erstenmale in dem Lande auf, für welches seine Wirksamkeit später so seegensreich werden sollte, in Wirtenberg nemlich, wo Herzog Ulrich, so bald er sich wieder im festen Besitze seines Erblandes sah, die Kirchenverbesserung einführte.

Johann Gayling von Ilsfeld hatte ihm dazu gleich Anfangs den Brenz als einen, von Gott im Evangelium höchlich begabten, Mann vorgeschlagen, und der Herzog daher schon 1535 an diesen Anträge ergehen lassen. Brenz war auch bereit zu kommen, hörte aber, daß Ulrich schnell von Stuttgart abgereißt sey, und blieb also zu Hause, um neue Befehle zu erwarten (Brief v. 21. Julius 1535). Diese blieben jedoch so lange aus, daß Brenz endlich alle Lust verlor, nach Wirtenberg zu gehen. Und doch hätte ihn Melanchthon, der sich damals ebenfalls im Lande aufhielt, so gerne hier gesehen, da weder dem Blarer, noch dem Grynäus, in Rücksicht auf ihre Religions-Grundsätze, recht zu trauen war, weil sie sich allzusehr auf Zwinglis Seite neigten. Er schrieb daher auch, er möchte doch kommen, Alles erwarte ihn aufs Sehnlichste, seine Ankunft könne Vieles wieder gut machen, vornemlich auf der Hochschule. Der Herzog selbst aber sandte eigene Abgeordnete an den Rath zu Hall, und erbat sich den Brenz zum Professor der Gottesgelehrtheit in Tübingen; doch Brenz wollte diese Stelle nicht annehmen, und der Rath ihn nicht für immer ziehen lassen, daher mußte sich Ulrich begnügen, daß ihm der treffliche Mann auf ein Jahr bewilligt wurde. Er kam im April 1537 als fürstlicher Kommissär nach Tübingen, wo er übrigens auch Vorlesungen über das zweite Buch des Moses und über dem einundfünfzigsten Psalm hielt, predigte und selbst die Gelegenheit, seine Kenntnisse, z. B. in der Mathematik zu vermehren, nicht ungenützt ließ.

Mit großem Eifer suchte er die neue Einrichtung der Hochschule zu vollenden, und widersetzte sich namentlich dem Vorschlage, alle akademischen Würden abzuschaffen. Er stellte dem Herzog vor, diese Würden seyen schon sehr lange eingeführt, alte Kirchengesetze geboten, es sollte, ohne das Zeugniß gelehrter und frommer Doktoren, Niemand als Lehrer zugelassen werden, und wie man im Kriegsstande Leute, welche sich vor andern auszeichneten, zu Rittern schlage, um sie zu belohnen, und andern ein aufmunterndes Beispiel zu geben, so sey es beim gelehrten Stande mit diesen Würden. Seine Gründe wirkten, und jener Vorschlag wurde verworfen.

Auch wohnte er während dieser Zeit einer Versammlung zu Urach bei, um einen Streit schlichten zu helfen, welcher zwischen Schnepf und Blarer, über die Frage entstanden war: Ob man Bilder und Altäre aus den Kirchen ganz wegschaffen, oder sie darinn dulden sollte?

Er stimmte hiebei dafür, daß man wenigstens die unärgerlichen Bilder lassen sollte, allein der Herzog gab dießmal Blarern Recht, und entschied sich für die gänzliche Abschaffung der Bilder.

Nach Verlauf eines Jahres kehrte Brenz nach Hall zurück, man ließ ihn ungern ziehen, und noch im Jahre 1543 wurde der Versuch, ihn ganz für die Hochschule zu gewinnen, erneut, jedoch ohne Erfolg, weil Brenz Hall nicht verlassen, auch der Rath der Stadt ihn nicht gehen lassen wollte, da er ein Jahr zuvor auch dem Herzog Moriz von Sachsen seine Bitte, ihm den Brenz zu besserer Einrichtung der Leipziger Hochschule auf einige Zeit zu kommen zu lassen, abgeschlagen hatte.

Dafür besuchte Brenz die Zusammenkunft der Protestanten zu Schmalkalden (1537), deren Ende er aber nicht abwarten konnte, und mehrere Glaubens = Gespräche und Vergleichshandlungen zwischen den Lutheranern und Katholiken. Im Jahre 1540 war er zu Hagenau, wo es aber gar nicht zur wirklichen Besprechung kam, sondern nach langem Streiten ein neues Glaubens-Gespräch nach Worms ausgeschrieben wurde 1541). Auch dieses endete erfolglos, nachdem es kaum angefangen hatte, und einer neuen Vergleichs-Verhandlung, die nun zu Regensburg eröffnet wurde, wohnte Brenz nicht bei. Dagegen suchte er im nemlichen Jahre einen, zwischen Tossanus und Engelmann, Predigern zu Mömpelgard, entstandenen Streit, ob, wer unwürdig zum Abendmahl gehe, Christi Leib ebenfalls genieße? zu schlichten, indem er den letztern zu größerem Glimpf und mehr Verträglichkeit ermahnte, da es thöricht wäre, hierüber Zwispalt in der Kirche zu erregen.

Im Jahre 1546 besuchte Brenz auch die Zusammenkunft der Protestanten in Frankfurt und das Regensburger Glaubens-Gespräch, welches jedoch nach kurzer Dauer gleichen Erfolg mit den vorigen hatte, und, da man sich über die Verhandlungsweise dabei nicht vereinen konnte, abgebrochen wurde.

Da brach noch im nemlichen Jahre, kurz nach Luthers Tod, der schmalkaldische Krieg aus, worinn Kaiser Karl einen leichten Sieg über die Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Protestanten davontrug. Die schwäbischen Reichsstädte mußten sich dem Sieger unterwerfen, zu Anfang des Jahres 1547 zog das kaiserliche Heer auch in Hall ein, Brenz gieng dessen Anführer entgegen, um sich für sein Haus die gewöhnliche Befreiung von Einquartirung zu erbitten, und befahl den Seinigen, dasselbe indeß wohl zu verschließen. Da undrangten es die Spanier, klopften ungestüm mit Hellebarden und Füßen an die Thüre und begehrten eingelassen zu werden. Brenz kam dazu, einer der Krieger setzte ihm die Hellebarde auf die Brust, mit der Drohung, ihn zu

durchbohren, wenn nicht sogleich geöffnet werde. Jetzt öffnete sich die Thüre, die Soldaten drangen ein, Brenz setzte ihnen zu essen und zu trinken vor, was er hatte, verbarg indessen seine Papiere, flüchtete seine Familie, entfernte sich selbst und überließ den Soldaten das Haus sammt allem, was darinn war. Am nächsten Tage kam ein spanischer Bischoff, jagte die Soldaten aus dem Haus, quartirte sich selbst darein, durchsuchte Brenzens Bibliothek und fand hier mehrere Briefe, welche sich auf den schmalkaldischen Krieg bezogen und die jener, weil sie ihm sehr werth waren, und er hoffte, sein Haus werde von Einquartirung frei bleiben, nicht verbrannt hatte. Da nun überdieß auch bekannt wurde, Brenz habe die Bürger öfters ermahnt, ihren Glauben muthvoll zu vertheidigen, denn sie thäten damit nicht Unrecht, so ergieng der Befehl, ihn zu verhaften. Er flüchtete sich auf einen hohen Thurm, wo er verborgen lag, bis es ihm am Thomas-Tage gelang, verkleidet mit den Seinigen aus der Stadt zu kommen. Schlecht bekleidet durchirrte er in einer kalten Winternacht die benachbarten Wälder und kehrte erst nach dem Abzug der kaiserlichen Truppen in seine, indessen rein ausgeplünderte, Wohnung zurück.

Aber er hatte hier nicht lange Ruhe. Im Jahre 1548 ließ der Kaiser durch den Bischoff von Naumburg, Julius Pflug, durch Michael Helding, Suffragan des Erzbischoffs zu Mainz, und durch Johann Agrikola von Eisleben eine „Erklärung, wie es des Glaubens halben im Reiche bis zum Ausgang der Kirchenversammlung gehalten werden sollte" verfertigen, eine Schrift, welche gewöhnlich den Namen Interim führt, weil sie nur unterdessen (interim) bis jene Versammlung geendigt wäre, gültig seyn sollte.

Diese Vereinigungsformel aber mißfiel beiden Glaubens-Partheien, den Katholiken, weil den Protestanten mehreres eingeräumt, diesen, weil ihnen Vieles dadurch genommen wurde, nur wenige Reichsstände nahmen sie freiwillig an, andere zwangen ihre Lage und die Drohungen des Kaisers dazu, manche aber verwarfen sie ganz. Es erschienen Spottschriften und Spottbilder, sogar satyrische Münzen und eine Menge Schriften gegen dieselbe.

Auch Brenz, welcher das Interim nur Interitus (Untergang) nannte, übergab dem Rathe der Stadt Hall ein Bedenken darüber, worin er bewieß, daß es mit der heiligen Schrift und dem christlichen Glauben streite, und daher ganz verwerflich sey, wie denn er es auch niemals annehmen, sondern lieber sein Leben lassen würde.

Sobald dieß bekannt wurde, schickte der kaiserliche Minister Granvella einen Abgeordneten nach Hall, um ihm den Brenz lebendig oder todt zu überbringen, denn er fürchtete, die Ansicht eines, so allgemein geachteten, Mannes möchte eine nachtheilige Wirkung für das

4 *

Interim haben. Als dieser in der Stadt ankam, stellte er sich Anfangs sehr freundlich gegen Brenz, suchte ihn an zu sich zu locken, und alsdann heimlich fort zu führen. Dieß gelang ihm jedoch nicht, und so griff er zu einem andern Mittel. Er berief den Rath zusammen und ließ ihn schwören, daß keiner Etwas von dem, was er jetzt ihnen im Namen des Kaisers eröffnen würde, offenbaren wolle. Hierauf theilte er ihnen seinen Auftrag mit, anfügend, wenn sie ihren Prediger gutwillig auslieferten, so würde der Kaiser ihr gnädiger Herr bleiben, wo nicht, so würde für ihre Stadt daraus das gröste Unglück entstehen.

Aber glücklicher Weise war Philipp Büschler, ein Mitglied des Rathes, erst nach geleistetem Eide, doch noch so bald gekommen, daß er den Vertrag des Abgeordneten vernahm. Dieser säumte nicht, schrieb auf ein Zettelchen: Flieh Brenz, flieh so schnell als möglich! (Fuge, fuge Brenti, cito, citius, citissime.) und schickte dasselbe an Eisenmann. Brenz saß eben — es war sein Geburtstag, der Tag Johannes des Täufers — mit den Seinigen wohlgemuth am Essen, als sein Freund hereintratt, und ihm die Trauerbotschaft überbrachte. Sogleich stand er auf, entfernte sich mit Eisenmann, unterm Vorwande eines Geschäftes, und eilte zur Stadt hinaus. Nicht weit vom Thor begegnete ihm der kaiserliche Abgeordnete: Wohin wollt ihr? rief er ihm zu; die Antwort war: Zu einem kranken Freunde in der Vorstadt, der meinen Besuch wünscht; Nun wohl, entgegnete der Abgeordnete, so kommt Morgen zu mir zum Essen! So Gott will, sprach Brenz, und eilte davon.

Ein dichter Wald, nahe bei der Stadt, diente ihm den Tag über zum Aufenthalt, sobald es dunkel wurde, begab er sich zu seiner Familie, welcher der Schenk Erasmus von Limpurg in einem nahen Dorfe eine Freistätte bereitet hatte, und kehrte mit Tages-Anbruch wieder in seinen Zufluchts-Ort zurück.

So trieb ers mehrere Wochen, während welcher Zeit die spanischen Soldaten sein Haus plünderten, woraus jedoch seine Freunde und Verwandte schon den grösten und kostbarsten Theil seiner Habe in Sicherheit gebracht hatten. Endlich ließ er den Bürgern zu Hall erklären, er sey bereit auf jede Gefahr hin, sein Amt, das er so lange verwaltet hätte, auch ferner fortzuführen, wenn man es mit ihm wagen wolle. Doch die Antwort war: Man könne ihn gegen den Kaiser nicht schützen, er sollte daher sich anderswo um einen Dienst bewerben. Nun erst zog Brenz mit Hinterlassung seiner kranken Gattinn und seiner sechs Kinder fort, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte.

Da nahm sich Herzog Ulrich von Wirtenberg des Geächteten an, er gab seinem Sekretär, Jakob Kornmesser, den Befehl, denselben an

einen sichern Ort zu bringen, ohne jedoch ihm selbst zu melden, wohin, damit er im Nothfall dem Kaiser schwören könne, er wisse Nichts von Brenzens Aufenthalts-Ort. Dieser brachte den Flüchtling in ein abgelegenes Albthal, auf die Burg Wittlingen, wo Brenz eine Erklärung des drei und zwanzigsten Psalms schrieb.

Kaum war er dort, so kam ein kaiserlicher Abgeordneter, und begehrte, das Schloß Wirtenberg, welches schon mit kaiserlichen Soldaten umstellt war, sollte ihm unverweilt geöffnet werden. Denn der Burgvogt daselbst war ein frommer Mann, den häufig die benachbarten Pfarrer besuchten, und so war das Gerücht entstanden, Brenz sey hier verborgen. Sobald Ulrich von Kornmesser erfahren hatte, daß dieß Gerücht falsch sey, gab er Befehl, das Schloß zu öffnen, der Abgeordnete durchsuchte es aufs Sorgfältigste, aber er fand Nichts.

Nach diesem Ereignisse schien es jedoch dem Herzoge gerathener, den Prediger von Hall ganz aus dem Lande zu entfernen, er schickte ihn also über Straßburg und Mömpelgard nach Basel. Hier eröffnete Brenz dem Stadtrathe die Ursache seiner Ankunft und bat auf einige Zeit um ein sicheres Obdach. Gerne und willig gewährte man ihm seine Bitte, und er zog in das Haus des Grynäus, wo er etlich Monate verweilte und an seinem Kommentar über den Propheten Jesaias arbeitete.

Hier fand Brenz nach so schweren Stürmen wieder einige Ruhe, die Anmuth der Stadt, seine bequeme Wohnung, die freundschaftliche Behandlung, die er erfuhr, der Umgang mit den Gelehrten Basels — dieß Alles ließ ihn wenigstens auf einige Zeit sein Unglück vergessen. Aber ach! da kam die Kunde von seiner Gattinn Tode. Kummer und Angst über das Geschick ihres Gatten hatten die kränkliche Frau getödtet, und Brenz wünschte nun, seine Kinder zu sich zu nehmen.

Ulrich wieß ihm daher das alte Schloß zu Hornberg auf dem Schwarzwald als Wohnung an, und hier hielt sich nun Brenz, unterm Namen des Vogts Huldreich Engster 15), längere Zeit auf, verfertigte daselbst seine Auslegung des Katechismus, und vollendete den Kommentar über den Jesaias. Aber es gieng ihm hier gleich Luthern, als Junker Georg auf der Wartburg, die Leute wollten ihn nicht recht für einen Vogt halten, denn er fluchte und trank nicht, auch hatte er weder am Spiel noch an Weibern seine Freude, und es gab darüber mancherlei Gerede. Der Pfarrer von Gutach allein hielt ihn für das, was er vorstellen sollte. Als Brenz, der fleißig in die Kirche gieng, den guten Mann einmal ermahnte, er möchte doch keine sogar lange

15) Huldreich war Uebersetzung des Namens Johannes, Engster aus enk austios entstanden, das soviel als der Gebrannte, Brenz, bedeuten sollte.

Predigten halten, so antwortete dieser: Euch Vögten wird die Zeit immer zu lang in der Kirche, nicht aber beim Zechen! Später jedoch, als der Pfarrer tödtlich krank wurde, und Brenz bei einem Besuche, den er ihm abstattete, sehr erbauliche Reden führte, und ihn an die vielen heilsamen Sprüche und Lehren erinnerte, die er in seinen Predigten vorgebracht habe, so rief der Pfarrer: O Herr, ihr seyd gewiß kein wahrer Vogt, mögt ihr auch seyn wer ihr wollt!

Von Hornberg gieng Brenz im Herbst 1550, auf Herzog Ulrichs Begehren, in Jakob Andreäs Begleitung nach Urach, wo er im Hause seines alten Freundes, Johannes Eisenmann, welchen das Interim ebenfalls vertrieben hatte, sich einige Zeit lang aufhielt; etliche Wochen brachte er auch zu Megerkingen, einem abgelegenen Alb-Dorfe zu, wo der Pfarrer, Johann Müller, ihn beherbergte. Kurz nachher vermählte er sich zu Dettingen mit Katharine, der Tochter des ebengenannten Eisenmanns (d. 7. September 1550), die ihm zwölf Kinder gebar.

Da starb Herzog Ulrich (d. 6. November 1550) und sein Sohn, Christoph, hohlte den Brenz aus seiner Dunkelheit hervor, Anfangs zwar gab er ihm kein besonders Amt, sondern wieß ihm nur das Schloß in Ehningen bei Sindelfingen zur Wohnung an, bald aber berief er ihn ganz zu sich nach Stuttgart, und bediente sich seines Rathes schon jetzt in mancherlei Angelegenheiten. So mußte er ihm ein Bedenken darüber stellen, ob er, wenn der Kaiser noch länger sich weigere, billige Bedingungen von den Protestanten anzunehmen, die Waffen ergreifen dürfe, was Brenz bejahte, und ein anderes über die Messe, deren Abschaffung Brenz ebenfalls billigte (1552). Zu Ende des Jahres 1552, da der Abschluß des Passauer Vertrags ihm freiere Hand gab, machte Christoph den Johann Brenz zu seinem Rathe und zum Propst an der Stiftskirche in Stuttgart. Dieß war die erste geistliche Stelle im Lande und mit ihr die Oberaufsicht über die ganze Kirche verbunden. Als Vorstand des geistlichen Kirchenraths, in dem nächst ihm drei geistliche und zwei weltliche Räthe saßen, hatte der Propst alljährlich zweimal die Klöster des Landes zu visitiren, die vier Generalsuperintendenten mußten ihm vierteljährig über den Zustand ihrer Kirchensprengel Rechenschaft ablegen, Prüfung, Annahme und Absetzung der Kirchen- und Schuldiener, kurz Alles, was deren Leben und Lehre betraf, gehörte vor ihn, er wachte über die Reinheit der Lehre und über Erhaltung der Kirchen-Ordnung.

Bis zu seinem Tode verwaltete Brenz dieß wichtige Amt mit großer Treue, Geschicklichkeit, Klugheit, Wachsamkeit und Sorgfalt, zum größten Vortheile der Kirchen und Schulen. Es wurden ihm vom Auslande, von der Stadt Magdeburg, vom Herzog Albrecht von Preußen, vom Markgrafen Georg Friderich von Brandenburg Anspach,

selbst vom König Eduard von England Anträge gemacht, er verwarf alle, denn er wollte bei Herzog Christoph, seinem edeln Beschützer, bleiben. Dieser bedachte ihn auch reichlich, unter anderm schenkte er ihm ein Schloßgut in Bulach, und, was für Brenz noch viel mehr Werth hatte, sein volles Vertrauen, er liebte und ehrte ihn, und hörte auch in weltlichen Dingen gerne den Rath des treuen, erfahrenen Mannes, der seine Meinung stets freimüthig zu äußern gewohnt war, und des Herzogs Zutrauen nie mißbrauchte.

Von nun an war Brenz Christophs vornehmster Gehülfe bei der Gründung einer neuen kirchlichen Verfassung in Wirtemberg und eine der ersten, wie nicht minder der wichtigsten Arbeiten, welche er hiebei übernehmen mußte, war die Abfassung eines Glaubensbekenntnisses. Dieses sollte einen gedoppelten Zweck erfüllen, einmal nemlich öffentlich zeigen, daß in der Wirtenbergischen Kirche Nichts gepredigt und gelehrt werde, was der heiligen Schrift und der einhelligen Meinung der rechten katholischen Kirche zuwider und gegen das Augsburgische Glaubensbekenntniß wäre, dann aber auch sollte es auf der Kirchen-Versammlung in Trient als Zeugniß des Glaubens vorgelegt werden.

Zu letzterm Zweck hatten sich die Straßburger mit dem Herzog Christoph vereinigt, die beiderseitigen Gottesgelehrten waren im Mai 1551 zu Dornstetten deßwegen zusammengekommen, und Johann Brenz war von ihnen mit der Abfassung des Glaubensbekenntnisses beauftragt worden. Nachdem er dasselbe vollendet hatte, wurde es von den strasburger, sächsischen und wirtenbergischen Gottesgelehrten geprüft und gebilligt, auch von zwölf der letztern unterschrieben (Junius 1551). Es besteht aus fünfunddreißig Artikeln, welche nicht allein die Glaubenslehren, sondern auch die von den Protestanten abgeschafften Mißbräuche umfassen und sollte eigentlich blos eine Wiederholung und Erläuterung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses seyn; streng hielt es sich daher an den lutherischen Lehrbegriff, die Schreibart ist kurz, einfach und gemäßigt, überall sind Beweisstellen aus der heiligen Schrift und aus den Kirchenvätern angeführt, und auch die Mißbräuche der Gegner gründlich widerlegt. Herzog Christoph ließ diesen Aufsatz drucken, (Confessio piae doctrinae, quae nomine illustrissimi principis ac domini Christophori ducis wirtenbergensis per legatos ejus die XXIIII mensis Januarii anno MDLII congregationi Tridentini Concilii propositaest. Tubingae 1552. 8. Confession des Durchlauchtigsten Hochgebornen Fürsten und Herrn u. s. w. Tübingen 1552. 8.), und nun stand es nicht lange an, so erhob sich ein Gegner wider denselben, der Dominikaner Peter a Soto Kaisers Karl Beichtvater, in seiner Vertheidigung der katholischen Religion (Assertio fidei catholicae circa articulos confessionis wirtenbergicae,

Dillingen 1552). Hierauf aber schrieb Brenz seine Apologie, ein weitläufiges, sehr gelehrtes und gründliches Werk, dem eine schöne Abhandlung von den Pflichten eines weltlichen Fürsten gegen die Kirche vorangeht. Noch einmal ergriff nun Soto die Feder (Defensio Catholica Confessionis et Scholiorum circa confessionem wirtenbergicam) wurde aber dießmal nicht von Brenz, sondern von Jakob Beurlin, Johann Eisenmann, Jakob Heerbrand und Dietrich Schnepf widerlegt, womit dieser Streit ein Ende nahm.

Die wirtenbergischen Gesandten, welche im Oktober 1551 nach Trient reisten, bekamen eine Abschrift dieses Glaubensbekenntnisses mit. Ihnen folgten im März 1552 vier Geistliche, unter diesen, aufs ausdrückliches Verlangen der Straßburger, auch Brenz, mit gedruckten Exemplaren desselben. Die Aufnahme, welche Brenz erfuhr, war nicht schlecht, mehrere angesehenen katholischen Geistlichen bezeugten ihr Vergnügen, ihn zu sehen und sich mit ihm unterreden zu können, auch lobten sie die Mäßigung seiner Bekenntnißschrift. Aber bei solchen Komplimenten blieb es auch, die Schrift wurde nicht vorgelesen, die Gesandten nicht vorgelassen, weder mündlich noch schriftlich eine Antwort gegeben, und als daher die Versammlung bei der Nachricht, Kurfürst Moriz, nahe mit einem Kriegsheere, sich zerstreute, begehrten auch die Wirtenberger ihre Entlassung und zogen nach Hause (April 1552). 16)

Hierauf mußte Brenz, zum Theil mit Zuziehung anderer geschickten Männer, die früher gemachten, das Kirchenwesen betreffenden, Ordnungen durchgehen und verbessern, welche dann alle in der großen Kirchen-Ordnung 1559 öffentlich bekannt gemacht wurden. Er war auch einer der fürstlichen Kommissäre, welche in den Klöstern reformiren mußten, und vornemlich auf seinen Rath legte Herzog Christoph Bildungs-Anstalten für die Jugend in denselben an.

Nicht wenig Mühe machte ihm auch die Sorge für die Erhaltung der rein-lutherischen Lehre in Wirtenberg, denn auch hier wollten sich von Zeit zu Zeit Irrlehren einschleichen. Seit längerer Zeit hielt sich der bekannte Kaspar Schwenkfeld in Schwaben auf, und breitete auch hier seine Lehrmeinungen aus. Schon 1544 hatte eine seiner Anhängerinnen, Katharine Zell von Straßburg, nach ihres Meisters Anleitung, einen Brief an Brenz geschrieben, sie wundere sich, daß er Schwenkfelds Ansicht von den Naturen in Christo für neu, irrig und

16) Brenz beschrieb diese ganze Sache in seiner Syntagma eorum, quae nomine Christophori Ducis Wirtenbergensis in Synodo Tridentina per Legatos ejus acta sunt, unter'm Namen Huldrichus Encaustius 1553, 8.; hier ist auch das Glaubensbekenntniß enthalten.

kezerisch halte, da doch er selbst schon früher in seinem Kommentar über das Evangelium des Johannes gleiche Redensarten gebraucht hätte. Brenz lehnte diese Beschuldigung von sich ab und äußerte sich nicht zum Besten über Schwenkfelds Charakter, worauf nun dieser selbst mit einem Sendschreiben gegen ihn auftratt, auch ihm ein Urtheil über seinen Katechismus übersandte, welches aber Brenz uneröffnet wieder zurückschickte, und so Schwenkfelds Unwillen noch höher steigerte. Brenz kümmerte sich um seine Ausfälle auf ihn nichts, aber er brachte dem Herzog eine so üble Meinung von diesem „Irrgeist und Werkzeug des Satans" bei, daß Christoph einen Befehl erließ, den Schwenkfeld, sobald er sich innerhalb der Gränzen des Herzogthums sehen lasse, gefangen zu nehmen, und dessen Schriften als verführerisch, kezerisch und ärgerlich verdammte (1554). Vergebens klagte Schwenkfeld hierüber, er konnte die Zurücknahme dieses Befehls nicht erlangen.

Glimpflicher verfuhr man mit Johann a Lasco, einem polnischen Edelmann, welcher mit etlichen Landsleuten des Glaubenswegen sein Vaterland verlassen (1540), sich Anfangs nach London, von hier vertrieben, nach Teutschland begeben hatte, und 1556 nach Stuttgart kam, und um eine Unterredung mit den wirtenbergischen Gottesgelehrten bat, damit er seine Uebereinstimmung mit der lutherischen Kirche in der Abendmahlslehre beweisen könnte. Diese Unterredung fand am 22. Mai statt, aber obwohl beide Theile in der Verwerfung der katholischen Lehrmeinung von der Verwandlung des Brods in den Leib Christi und in der Annahme der Gegenwart Christi, seines Leibs und Bluts beim Abendmahl übereinstimmten, so ergab sich doch bei näherer Bestimmung ein nicht geringer Unterschied. Denn Lasco läugnete, daß Christi Leib wirklich und wesentlich im Abendmahl seyn könne, da er sich ja im Himmel befinde, und dabei behauptete er sogar noch, daß seine Ansicht mit dem Wesen des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses übereinstimme. Brenz aber ließ dieß durchaus nicht gelten, und als am nächsten Tage Lasco schriftlich seine Bitte wiederholte, ihm aus jener Schrift und der Apologie nur eine Stelle anzugeben, die seiner Meinung entgegen stehe, antwortete er ganz kurz, er könne sich weiter nicht mit ihm einlassen. Auf ein zweites ähnliches Schreiben aber gab er gar keine Antwort mehr, statt dessen erhielt Lasco eine Erklärung vom Herzog: Da er beharrlich von der lutherischen Abendmahlslehre abweiche, sehe der Herzog nicht ein, wie eine Vereinigung Statt finden könnte, er möchte sich hierinn so wie überhaupt in Lehrsätzen und Ceremonien mit der lutherischen Kirche vereinigen, so werde man ihn und die Seinigen gerne aufnehmen. Mit diesem Bescheid mußte Lasco nun auch abziehen.

Denn die Lehre der Sakramentirer, wie man die Anhänger

Zwingli's und Calvins nannte, war fortdauernd in Wirtenberg hochverpönt, und das scharfe Religions-Edikt, das im Jahre 1558 hier erschien, nannte auch diese Leute ausdrücklich unter denen, deren Irrthümer sich die Unterthanen bei strenger Strafe enthalten sollten, zum großen Aerger der Schweizer, welche darüber dem Brenz, den sie für dessen Urheber hielten, sehr feind wurden.

Natürlich war es daher, daß, als es hieß, ein Prediger in oder bei Nürtingen, Bartholomäus Hagen, stehe nicht nur im Briefwechsel mit Calvin, sondern bekenne sich sogar zu dessen Lehrmeinungen, sogleich an denselben der Befehl ergieng, sein Glaubensbekenntniß schriftlich einzugeben. Dieß geschah, die Superintendenten mußten ihr Gutachten abstatten, und dieses fiel so aus, daß man den Prediger, obgleich er bei der Herzogin Sabine, Christophs Mutter, in Gunst stand, vor eine Synode in Stuttgart lud. Nächst Brenz waren auch mehrere weltlichen Räthe gegenwärtig, und Jakob Andreä in Göppingen erhielt, weil man ihm selbst in der Abendmahlslehre nicht recht traute, den Auftrag, den Hagen zu widerlegen. Er vollbrachte dieß aufs Genügendste, Hagen aber, da er sich überwunden sah, berief sich auf eine Stelle in Brenzens Kommentar über den Johannes, wo es heiße: Der leibliche Mund empfangt das Brod, der Mund des Glaubens aber den Leib Christi. Nun fuhr der Propst gewaltig auf, einen unverschämteren Menschen, als Hagen, habe er nicht gesehen, da er es wage, ihm bei seinen Lebzeiten einen Irrthum aufzubürden, den er in der genannten Schrift ausdrücklich bestritten und jederzeit verabscheut hätte. Er solle doch nur die ganze Erklärung im Zusammenhang lesen, so werde er bald das Falsche seiner Behauptung einsehen. Hagen bat nun noch um eine Privat-Verhandlung, in welcher er seinen Irrthum erkannte, abbat und versprach, sich künftig streng an die Lehre der wirtenbergischen Kirche zu halten. Damit aber auch jedermann diese wissen möchte, wurde nun, auf des Herzogs Befehl, ein Bekenntniß vom Abendmahl aufgesetzt, das die anwesenden Gottesgelehrten unterzeichneten, und welches künftig auch von jedem Kirchendiener unterschrieben werden sollte (Bekenntniß und Bericht der Theologen und Kirchendiener im Fürstenthum Wirtenberg, von der wahrhaftigen Gegenwärtigkeit des Leibes und Bluts Christi im heiligen Nachtmahl. Tübingen 1560.)

Neben seinen Amtsgeschäften aber hatte Brenz auch noch immer mancherlei andere Arbeiten, nicht als Schriftsteller allein, sondern auch mit Abfassung von mancherlei Bedenken, mit Besuchung von Vergleichs-Verhandlungen u. s. w., und fortwährend wurde er auch in theologische Streitigkeiten verwickelt.

Herzog Christoph that nicht leicht etwas Wichtiges, ohne zuvor

sein Gutachten eingeholt zu haben, und in kirchlichen Angelegenheiten unterließ er dieß ohnedem niemals.

So hatte Brenz ein Bedenken zu stellen, als der Pfarrer Lyser von Nürtingen den Vorschlag machte, man sollte eine Kirchen-Censur einführen, um die rohen Sünder zu ermahnen, und wenn sie sich nicht bessern wollten, von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Es fiel nicht günstig für Lysern aus, zwar lobte Brenz dessen Eifer, aber er sagte auch, es gebühre sich nicht, daß er der Ober-Aufsichts-Behörde ins Amt greifen wolle, welcher allein dergleichen zustünde, und daß er ein neues Konsistorium und päpstliche Kirchengesetze einzuführen beabsichtige (1554).

Im Jahre 1557 wohnte Brenz auch dem Glaubensgespräch zu Worms bei, wo die lutherischen Gottesgelehrten unter einander selbst Streit anfiengen, einander irrige Lehren vorwarfen, und so die Hauptveranlassung zum Abbrechen der Verhandlungen gaben.

Seit Luthers Tode nemlich, noch mehr aber seit dem Interim hatten sich unter ihnen mancherlei abweichende Ansichten über einzelne Glaubenslehren erhoben und sie sich in Partheien getheilt, welche ihren Namen bald von ihrem Urheber, bald von der Meinung, welche sie vertheidigten, erhielten. So gab es Osiandristen, Majoristen und Flacianer, so Synergisten, Adiaphoristen und Kryptokalvinisten, und diese Partheien bekämpften einander oft noch heftiger, als selbst die Katholiken, und brachten der neuen Lehre nicht wenig Schaden. Ein Streit erzeugte gewöhnlich einen zweiten, ja oft mehrere, denn in der Hitze desselben stellten die Kämpfer neue Behauptungen auf, die sie aus Stolz nun auch vertheidigen zu müssen glaubten.

Auch Brenz, der nebst Melanchthon seit Luthers Tode für das Haupt der evangelischen Kirche galt, vermochte es nicht zu verhüten, in diese ärgerlichen Streitigkeiten verwickelt zu werden. Denn er mußte in vielen Fällen theils seinem Landesherrn, theils fremden Fürsten Gutachten darüber stellen und da konnte es nicht fehlen, daß eine oder die andre Parthei ihn einer falschen Meinung beschuldigte, und und noch nach seinem Tode daher wurde sein Namen als der eines Irrlehrers vielfach verunglimpft.

So gieng es ihm in dem Osiandrischen Streite. Andreas Osiander nemlich, ein alter Freund von ihm, der sich jetzt in Königsberg aufhielt, hatte eine Lehrmeinung über die Rechtfertigung aufgestellt, welche seinen Amtsgenossen irrig schien, und Herzog Albrecht von Preußen deßwegen an mehrere lutherischen Stände geschrieben, und sie um die Gutachten ihrer Gottesgelehrten gebeten. Herzog Christoph überschickte ihm ein, von Brenz verfaßtes, Bedenken, worinn Osianders Ansicht nicht verworfen, sondern nur etlich „ungewöhnliche Reden“

desselben getadelt wurden (Dezember 1551). Natürlich fand dieß bei Osianders Gegnern keinen Beifall, der Herzog verlangte daher ein zweites, welches von eilf wirtenbergischen Gottesgelehrten aufgesetzt wurde, und den ganzen Streit für einen Wortkrieg erklärte, der sich darumdrehe, ob rechtfertigen den Ungerechten lossprechen oder gerechtmachen heiße. Darüber beschuldigte man diese Männer nun, sie hätten Osianders Irrthum selbst angenommen, weßwegen sie einem dritten Bedenken ähnlichen Innhalts ihr Glaubensbekenntniß beifügten (1553). Auch gieng nun eine wirtenbergische Gesandtschaft nach Preußen, und Herzog Albrecht befahl die Annahme der wirtenbergischen, für Trient bestimmten, Bekenntnißschrift in seinem Lande (1554).

Seitdem aber hieß Brenz ein Osiandrist, und wurde als solcher vielfach angegriffen und verdammt, z. B. von Maximilian Mörlin und Johann Stössel zu Durlach 1556, von den herzoglich-sächsischen Gottesgelehrten 1557 u. s. w.

So wurde Brenz auch in den synergistischen Streit verwickelt, welcher seinen Namen von der Behauptung bekam, daß man bei der Bekehrung des Menschen auch eine gewisse Mitwirkung (Synergeia) des menschlichen Willens annehmen müsse. Er mußte über die Meinung Victorin Strigels, des eifrigsten Verfechters dieser Lehre, sein Bedenken stellen, und hier urtheilte er denn, Strigel irre nur darinn, daß er nicht genug zwischen dem Willen des alten und des wiedergebornen Menschen unterscheide, indem nur der letztere Gutes wirken könne (1560). Denn Brenz war gewohnt, nicht blindlings und übereilt über eine fremde Behauptung ein Urtheil zu fällen, sondern diese selbst, so wie Alles, was darauf Bezug hatte, mehrmal zu prüfen, eine Billigkeit, die ihm freilich in jenem streitsüchtigen Zeitalter wenig Dank brachte.

Zu einem andern Streite gab Brenz selbst dadurch, daß er fest an Luthers Ansicht halten wollte, Veranlassung. Im Jahre 1560 nemlich machte Bullinger eine Schrift bekannt, worinn er behauptete, Christi menschliche Natur sey nach der Himmelfarth nicht mehr auf Erden, weßwegen man im Abendmahl seinen Leib nicht empfangen könne. Dagegen schrieb nun Brenz (De personali duarum naturarum in Christo unione et ascensu Christi in Coelum ac sessione ejus ad dextram Dei patris, qua vera corporis et sanguinis Christi praesentia in S. Coena explicata est et confirmata. Tubingae 1561. 4.) und suchte zu beweisen, daß Christus im Abendmahl seinen Leib, vermöge der Einsetzungsworte, nicht nur geben wolle, sondern vermöge seiner persönlichen Vereinigung auch geben könne, und daß dieser Gegenwart Christi seine Himmelfahrt und sein Sitzen zur Rechten des Vaters nicht hinderlich sey.

Doch jetzt erhob sich nicht nur Bullinger, und suchte in einer neuen Schrift zu beweisen, daß der Himmel Christi ein räumlicher Ort sey, worinn Christus sitze, stehe, wandle, die Rechte Gottes aber der Ort der Seligkeit und also ebenfalls ein bestimmter Ort im Himmel, sondern auch Peter Martyr tratt, auf Bitten seiner Freunde, wider Brenz auf, und suchte in einem Gespräche ihn zu widerlegen, doch ohne Nennung seines Namens, „weil Brenz durch andere Schriften sich um die Kirche wohl verdient gemacht habe."

Brenz antwortete zuerst Bullingern in seinem Bericht an Herzog Christoph (Bericht J. B. von dem Büchlein D. Henrici Bullingeri, des Titels: Von dem Himmel und Gerechten Gottes. Tübingen 1561. 4.), und als dieser ihn nun schärfer angriff, so tratt auch Brenz stärker auf (de Majestate Christi et S. Coenae adversus Martyrem et Bullingerum. Tubingae 1564) und warf seinen beiden Gegnern vor, sie bestritten Christi Majestät und die Allmacht Gottes. Martyr erzürnte sich hierüber nicht wenig, allein sein Tod verhinderte die Vollendung einer Gegenschrift und Bullinger setzte den Streit über die Allenthalbenheit (Ubiquität) Christi, wie er und Martyr die von Brenz aufgestellte Meinung nannten, noch eine Zeitlang allein fort. (Repetitio doctrinae de inconfusis proprietatibus duarum naturarum etc. 1593. J. Brentii recognitio propheticae et apostolicae doctrinae de vera majestate Jesu Christi, ad dexteram patris sui omnipotentis. Tubingae 1564. 4.).

Die Sache machte auch in Teutschland Aufsehen, die wirtenbergischen Gottesgelehrten nahmen sich ihres Meisters an, in ihrem, schon oben erwähnten, Glaubensbekenntniß vom Abendmahl wurde die Ubiquität förmlich festgesetzt. Die sächsischen dagegen wollten ebenfalls etwas Irriges in dieser Lehrmeinung gefunden haben, und selbst Melanchthon, so gern' er auch jeden neuen Streit vermied, konnte doch sich nicht enthalten, ein verwerfendes Urtheil darüber auszusprechen. So gabs nun auch mit ihnen Streit, Brenz und Andreä, der erstern hier treulich unterstützte, suchten sich bei dem Kurfürsten von Sachsen in einer eigenen Vertheidigungsschrift zu rechtfertigen (1564), worauf aber die Sachsen wiederum antworteten, und so dauerte der Streit noch über Brenzens Tod hinaus.

Mehrere, und zum Theil heftige, Angriffe hatte Brenz auch wegen seines Katechismus auszustehen, an dem selbst Melanchthon Einiges geändert wünschte. Noch vor Luthern nemlich hatte Brenz einen kurzen Unterricht über die Hauptpunkte der evangelischen Lehre herausgegeben, wobei er sich, so viel er konnte, an die früheren Schriften dieser Art hielt (1528). Diese Schrift wurde nicht allein in Hall und Wirtenberg, sondern auch an vielen andern Orten eingeführt, ins La-

teinische und Griechische übersetzt, und sehr oft ausgelegt. Brenz selbst verfertigte auf die Bitten mehrerer Religionslehrer eine weitläufige Erklärung desselben (Catechismus pia et utili explicatione illustratus. 1551. 4. Verteutscht v. Hermann Bayer 1555. 12.), und diese vornemlich ist es, welche ihm so heftige Angriffe zuzog.

Denn seine Gegner schrien sie überall als ein gefährliches und verderbliches Buch aus, und fanden darinn mancherlei Irrthümer, einen Wiedertäuferischen in der Lehre von der Taufe, welche Brenz als eine, nicht zur Seligkeit nothwendige, Ceremonie darstelle, den Osiandrischen von der Rechtfertigung, ferner die Behauptungen, die Worte der Einsetzung seyen bei den Sakramenten nicht nöthig, sondern der Glauben, Cornelius habe vor der Taufe schon Glauben gehabt, die Höllenfarth Christi sey nur allegorisch zu verstehen, und der Bindeschlüssel sey abzuschaffen. Wo man daher die Rechtglaubigkeit Brenzens angriff, da kam der Katechismus gewöhnlich auch vor.

Im Jahr 1560 gerieth Brenz auch in einen Streit mit dem Kardinal Hosius, welchem er einen Köhler- und Eselsglauben vorgeworfen hatte, weil er behauptete, die Laien müßten glauben, was die Kirche glaube, und das Kreuz fasse die Geheimnisse des ganzen katholischen Glaubens kurz in sich. Dafür schalt ihn nun der Kardinal einen Possenreiser und Ketzer, und hielt ihm namentlich vor, daß er in seiner Kirche selbst für irrglaubig gehalten werde. Eine Unterredung, welche Brenz, auf seines Herzogs Befehl, mit dem pommerischen Hofprediger, Georg Wigel hielt, war ebenfalls nicht nur erfolglos, sondern macht ihm auch, bei der Unverschämtheit seines Gegners, viel Verdruß.

So war, gleich jener ganzen Zeit, auch Brenzens letzte Lebens-Periode voll von Streit und Kampf, und vergebens bemühten er und sein Landesherr sich, diese Zänkereien zu unterdrücken. Zu Worms besprach sich Brenz eifrig mit Melanchthon, welcher zwar allen Fleiß dabei anzuwenden verhieß, aber für sich allein, ohne seine Genossen Nichts thun wollte, und daher auch Brenzens Vorschlag, einen Aufsatz zu verfassen, und in demselben ihre Uebereinstimmung zu erklären, verwarf. Darinn aber stimmten beide überein, daß sie glaubten, um eine Vereinigung zu Stande zu bringen, sei eine allgemeine Versammlung fürs Erste nicht räthlich, denn da sey, sagte Brenz, von „so haderichen, zänkischen, auch jungen und hitzigen Gottesgelehrten, kein Frieden zu hoffen. Auch würde man den Päpstlern Ursache zu Verläumdungen und Spöttereien geben, die Lutheraner wollten erst erkennen, welcher unter ihnen den rechten heiligen Geist habe. Daher sollte jeder Fürst auf sein Land und seine Kirche Acht haben, daß darinn

friedlich regiert und gelehrt werde, gegen die andern sich seines möglichen Dienstes erbieten und die Sache Gott befehlen."

Daß sie recht hatten, zeigte der Erfolg, des, nach einem Aufsatze von Brenz und zwei von Melanchthon, den 18. May 1558 zu Frankfurt von den protestantischen Fürsten entworfenen, sogenannten frankfurtischen Recesses, welcher den ärgerlichen Zwistigkeiten in der protestantischen Kirche ein Ende machen sollte, aber statt dessen nur neuen Streit hervorrief. Der Herzog Friderich von Sachsen namentlich ließ durch seine Gottesgelehrten eine eigene Widerlegungsschrift desselben verfassen, welche Brenz auf Christophs Befehl nachdrücklich beantwortete.

Eine neue Sorge machte es dem Herzog, daß der Kurfürst Friderich von der Pfalz sich immer mehr auf die Seite der Kalvinisten neigte, und er ließ nicht nach, bis dieser in ein Glaubensgespräch willigte, welches 1564 im Kloster Maulbronn gehalten wurde. Auch Brenz und Andreä waren dabei, letzterer führte das Wort, der Ubiquitätsstreit kam zuerst zur Sprache, aber zu einer Vergleichung brachte man es nicht, nachdem das Disputiren über einen einzigen Punkt fast eine Woche gedauert hatte, brach der Kurfürst von der Pfalz die Verhandlungen ab. Brenz aber gab „einen wahrhaften und gründlichen Bericht" von diesem Gespräch heraus (Frankfurt 1564, auch lateinisch Epitome Colloquii etc.), welcher einen neuen Streit veranlaßte, da die Pfälzer einen Gegenbericht erscheinen ließen (1565) und so noch etliche Schriften gewechselt wurden, bis die Fürsten ihren Gottesgelehrten Stillschweigen geboten.

Auch in den französischen Glaubens-Verhandlungen wurde Brenz von seinem Landesherrn gebraucht, nicht nur mußte er verschiedene Gutachten darüber aufsetzen, sondern auch nebst Andreä den Herzog nach Elsas-Zabern begleiten, wohin die Guisen ihn zu einem Glaubens-Gespräch eingeladen hatten (1562). Der Kardinal von Guise besprach sich hier vertraulich mit den wirtenbergischen Gottesgelehrten, sein Bruder, der Herzog aber mit Christoph selbst, und endlich begehrte der Kardinal in Gegenwart seiner Brüder und des Herzogs, sich noch einmal mit Brenz zu besprechen, Dieß geschah, Guise bat den Propst, er möchte ihm die Fehl und Mängel der katholischen Kirche darthun, was nun auch dieser mit großer Freimüthigkeit that. Sein Vortrag schien Eindruck zu machen, der Kardinal gab zu, die Katholischen hätten in etlich Artikeln zu viel gethan, und ihre Kirche sey voll Aberglaubens. Man schied endlich von einander in guter Freundschaft, nachdem eine weitere Zusammenkunft verabredet worden war, aber es war von Seiten der Guisen alles List und Verstellung, und bald erkannte Christoph, daß er böslich betrogen worden sey. Ja,

man gab sogar ihm und Brenz Schuld, sie hätten die Guisen in ihrem Vorsatze, die Evangelischen in Frankreich zu verfolgen, bestärkt, ein Vorgeben, welches daher rührte, daß kurz nach jener Zusammenkunft diese ihre Maske abwarfen, und ihre wahre Gesinnung gegen die evangelische Lehre und deren Bekenner offenbarten.

So unter mancherlei Geschäften, Sorgen und Bekümmernißen sah Johann Brenz sein Alter herrannahen, und bereitete sich auf sein Ende vor, dem er freudig und getrost entgegen sah. Denn, pflegte er oft zu sagen, das Alter ist des Todes Vorbote, und darum errichtete er auch auf seinem Landgute zu Bulach schon im August 1566 sein Testament, dessen letzter Theil die Verordnungen wegen seiner Hinterlassenschaft, der erste aber sein Glaubensbekenntniß enthält. Ich glaube und bekenne, heißt es hier, daß die Bibel eine wahrhafte Schrift des heiligen Geistes, ein gewisser Sendbrief Gottes an das ganze Menschen-Geschlecht ist, und daß der heilige Geist darinn lehret, was von Gott, seinem Wesen und Willen geglaubt und gepredigt werden soll, und wie der Mensch sich in seinem ganzen Leben zu verhalten hat. Auch halte ich die drei ältesten Glaubensbekenntniße der christlichen Kirche für wahrhaft und ihre Lehre für göttlich und wahr; ich lasse mir die Arbeiten der Väter auf den Kirchenversammlungen, um die Dreieinigkeit, den Unterschied der Personen in der Gottheit, und Christi beide Naturen in einer Person zu erklären, ganz wohl, dankbarlich und gehorsam gefallen. Von allem übrigen aber, was die Väter festsetzen, glaub ich, daß es nur, sofern es in der Schrift gegründet ist, anzunehmen sei. Ich glaube auch an die heilige christliche Kirche, wiewohl diese von Zeit zu Zeit verunreinigt und verdunkelt wird, und danke Gott, daß er mich in einer Zeit leben ließ, wo durch Luther das rechte Licht des heiligen Evangeliums wieder geoffenbart wurde. Ich bekenne mich mit Herz und Mund zum Augsburgischen Glaubensbekenntniße, nach dessen rechtem, christlichem Verstand, und verwerfe alle Lehren und Secten, die sich bisher gegen dasselbe erhoben, besonders den Irrthum der Zwinglischen vom Abendmahl und von der Ubiquität Christi, helfe wer helfen kann, wehre wer wehren kann, daß dieser Geist nicht in die wahre Kirche eindringe. In meinen Schriften bin ich mir keines gottlosen Irrthums, noch verdammlicher Lehre bewußt, und sollte darinn je etwas Ungereimtes, Zweideutiges gefunden werden, so will ich, daß es nach der rechten Regel, nemlich der heiligen Schrift, erklärt und beurtheilt werde.

Ein harter Schlag für ihn war der Tod seines geliebten Landes-Fürsten (im Dezember 1568), und seitdem hoffte und wünschte er noch sehnlicher sein Ende. Doch er mußte noch beinahe zwei Jahre die Last des Erdenlebens tragen, ehe er dem Herzog Christoph nachfolgen

durfte. Am 17. August 1570 überfiel ihn ein hitziges Fieber, welches er Anfangs wenig achtete, auch sich nicht zu Bette legen wollte. Allein die Krankheit nahm zu, seine Kräfte schwanden immer mehr, er legte sich nieder und berief am 31. August Morgens seine Familie und die Stuttgarter Geistlichkeit zu sich, um ihnen den ersten Theil seines Testaments vorlesen zu lassen. Als dieß geschehen war, erklärte er, hierauf wolle er leben und sterben, legte alsdann seine Beichte ab, und empfieng das heilige Abendmahl mit den Anwesenden, die er dabei recht eindringlich zur Beständigkeit und Einigkeit ermahnte. Sie sollten, sprach er zu den Geistlichen, sich die Kirche befohlen seyn lassen, und öffentlich wegen seines Glaubensbekenntnisses für ihn Zeugniß ablegen, was sie ihm auch mit einem Handschlag versprachen. Zehen Tage später bekam er einen Schlaganfall, auf diesen folgte ein tiefer, todtenähnlicher Schlaf, welcher dreizehn Stunden fortdauerte. Hierauf erwachte er wieder, ein Geistlicher las ihm das apostolische Glaubensbekenntniß vor, fragte, ob er im Glauben daran aus dem Leben scheiden wolle? er antwortete Ja! und starb bald darauf, Nachmittags zwischen 12 und 1 Uhr, sanft und schmerzlos.

Kurz vor seinem Tode erwählte er sich selbst seinen Begräbnißplatz in der Stiftskirche zu Stuttgart, zunächst bei der Kanzel, damit, wie er sagte, wenn etwa nach der Zeit jemand eine andre Lehre, als er gepredigt habe, von dieser Kanzel verkündige, er sein Haupt emporrichten und ihm zurufen könne: Du lügst!

Sechs Geistliche trugen den Sarg mit dem Körper des Erblichenen zu seiner Ruhestätte; nebst seiner Familie und seinen Hausgenossen, begleiteten ihn eine große Anzahl von Edelleuten und Bürgern, die fürstlichen Räthe, der Stadtrath von Stuttgart und die Pfarrer aus der ganzen Nachbarschaft, und allgemein war die Trauer um seinen Tod. Der Hofprediger, Wilhelm Bidenbach, hielt die Leichenpredigt, worinn er ihn mit dem Apostel Paulus verglich, Jakob Heerbrand, Professor der Theologie, aber am 20. September zu Tübingen eine Trauerrede auf ihn.

Sein Grab bezeichnete ein steinernes Denkmal, mit einer lateinischen Innschrift, folgenden Innhalts: Johann Brenz, von Abstammung ein Schwabe, geboren zu Weil, ein sehr berühmter Gottesgelehrter, Propst zu Stuttgart, Rath der erlauchten Herzoge von Wirtenberg, einer von den ersten Wiederherstellern der gereinigten Kirchenlehre. Die prophetischen und apostolischen Schriften hat er in Schulen, Predigten, auf Reichstagen und durch seine Ausarbeitungen darüber, erläutert und verbreitet, die Verbannung, seines Glaubens wegen, ertrug er standhaft, mit seinen Rathschlägen unterstützte er die Kirche und das gemeinsame Vaterland. Seinen Beruf schmückte er durch ein

unbescholtenes Leben, und nachdem er in seiner Laufbahn über 50 Jahre zum großen Nutzen der Kirche gearbeitet hatte, entschlummerte er ruhig in Christus, und wurde unter'm grösten Wehklagen aller Guten hier begraben. Im Jahre 1570 den 11. September, nach einem Leben von 71 Jahren, 2 Monaten 17 Tagen. Unter seinem Bild in der Stiftskirche ließt man ein lateinisches Distichon, von folgendem Innhalt: Durch Stimme, Schreibart, Frömmigkeit, Treue, Eifer bewährt, war von solcher Gesichtsbildung Johannes Brenz. (Voce, stylo, pietate, fide, ac ardore probatus Johannes tali Brentius ore fuit).

Brenz hinterließ seine Familie in glücklichen Umständen, seine Kinder erster Ehe waren alle versorgt, der Sohn, Johann, Professor zu Tübingen, von drei Töchtern, welche Herzog Christoph mit den Fräulein am Hofe hatte erziehen lassen, die eine, Sophie, an Eberhard Bidenbach, Abt zu Bebenhausen, die andere, Barbara, an Dieterich Schnepf, Professor der Theologie zu Tübingen, vermählt. Von den zehen noch lebenden Kindern der zweiten Ehe war zwar nur die älteste Tochter mit Göring, Helfer in Tübingen, verheurathet, aber des Vaters hinterlassenes Vermögen schützte auch sie vor Nahrungssorgen. Mit seinem Enkel, Johann Hippolytus Brenz, starb 1630 der Brenzische Mannsstamm aus.

Brenz war ein Mann von ansehnlicher Gestalt, von schöner, ehrwürdiger Gesichtsbildung, er hatte eine klare, kräftige Stimme und genoß bis ins hohe Alter einer guten Gesundheit.

Ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes und des Herzens schmückten den Mann, den schon seine Zeit einem Luther und Melanchthon an die Seite stellte, obwohl er selbst bescheiden diese Männer stets als seine Lehrer hoch verehrte, den es zu den vornehmsten Stützen der neuen Lehre zählte, dessen Angedenken noch jetzt ruhmvoll fortlebt, eines der auserwählten Werkzeuge Gottes, das Licht der Kirche, und das vornehmste Werkzeug der Kirchenverbesserung in Wirtenberg.

Weniger gelehrt als Melanchthon, weniger stürmisch als Luther, war er entschlossener als jener, gemäßigter als dieser.

Seine Frömmigkeit und Gottesfurcht waren ungeheuchelt, wahr und innig, und sein Vertrauen auf die Vorsehung, die ihn mehr als einmal so wunderbar errettet hatte, felsenfest. Daher kam auch seine unerschütterliche Standhaftigkeit in den grösten Gefahren, seine Geduld und Ausdauer in allen Leiden, da er wußte, daß Gott ihn mit seiner Hülfe nie verlassen werde. Daher schrieb sich seine ungeheuchelte Demuth, seine, nur selten vom Sturm der Leidenschaft getrübte, Sanftmuth und Seelen-Ruhe. Er war von reinem, unbescholtenem

Wandel, keusch, gerecht und menschenfreundlich, Niemand ließ er gerne ungetröstet von sich weggehen.

Auch besaß er eine seltene Uneigennützigkeit, und so manche Gelegenheit er hatte, sich zu bereichern, so benutzte er doch dieselbe niemals. Er fragte nicht nach großem Gut, nach reicher Besoldung; in seinem Hauswesen hielt er das Mittel zwischen Verschwendung und Knickerei, Freunde waren ihm stets willkommen und Nothleidenden half er nach besten Kräften. Als ihm einst Herzog Christoph für die Zueignung seines Kommentars über den Brief Pauli an die Römer, ein Geschenk von 100 Goldgulden überreichen ließ, lehnte Brenz dieses ab, „damit es nicht scheine, als ob er mit Gottes Wort einen Handel triebe." Ebenso nahm er in Elsaß-Zabern eine goldene Schüssel, die ihm der Kardinal Guise schickte, nicht an, und da dieser ihm nun einen vergoldeten Becher nach Stuttgart durch einen eigenen Boten übersandte, fertigte er diesen sogleich wieder mit dem Geschenke ab, denn er wollte dem Argwohn seiner Glaubensgenossen keinen Stoff geben. Nicht auf Erden, sondern im jenseitigen Leben, erwartete er die Belohnung für seine Mühen, Aufopferungen und Leiden für das Evangelium.

Im Umgang war Brenz freundlich und liebreich gegen Jedermann, Ernst mit Milde gepaart, zeigte sich in seiner Unterhaltung, er liebte die kurzen, nachdrücklichen Reden, aber es fehlte ihm auch nicht an Witz, doch war dieser niemals boshaft und beleidigend.

Groß war sein Eifer für die evangelische Lehre, für sie duldete er ohne Murren jedes Mißgeschick, für sie übernahm er, ohne sich zu beschweren, jede, auch die mühevollste Arbeit. Von seinem Fleiße zeugen nicht nur die zahlreichen Werke, die er verfaßte, sondern auch die vielen und wichtigen Geschäfte, die er zu verrichten hatte. Wie viel Briefe mußte er nicht schreiben, wie viel Bedenken und Rathschläge ausstellen! Was machte ihm nur sein Amt, als geistlicher Vorstand des Kirchenraths, als Oberaufseher der Kirche, zu schaffen; die Reisen, die Visitationen der Kirchen und Lehranstalten, die Prüfung und Einweihung der Kirchendiener, die Besuchung der Synoden, die Ausfertigung so vieler Berichte! Dazu kamen seine mancherlei Verschickungen und sein eifriges Predigen, das er erst in den dritthalb letzten Jahren, und zwar nur gezwungen, aufgab.

Er war ein trefflicher Prediger, sein Vortrag verständlich, klar, kräftig und eindringend. Er handelte nicht blos die Glaubenslehren ab, er sprach auch viel von der christlichen Sittenlehre und über die Pflichten der einzelnen Stände. Doch schrieb er seine Predigten bei seinem vorzüglichen Gedächtnisse nie ganz, er zeichnete nur den Plan und einzelne Punkte auf. Aus solchen Entwürfen bildete dann Jakob

Gräter die ganze Predigt und theilte sie dem Publikum mit, und so gehört also die Entkleidung der durch den Druck bekanut gemachten Predigten von Brenz diesem Manne. 17)

Weit umfassend und ausgebreitet, dabei auch gründlich und gediegen war Brenzens Gelehrsamkeit, Zeugniß hievon geben seine zahlreichen Schriften, welche nicht blos sein Zeitalter hochschätzte, welche auch spätere Zeiten unter die vorzüglichsten Werke der Reformation rechnete.

Vornemlich gilt dieß von seinen, den grösten Theil der Bibel umfassenden, exegetischen Schriften, welche Luther höher als die seinigen schätzte. Keiner unsrer jetzigen Gottesgelehrten, sagt der große Mann, erklärt die Schrift so wie Brenz; sehr oft verwundre ich mich über seinen Geist und verzweifle an meinem Talent. Ich glaube, keiner unter uns vermöchte zu thun, was er in der Auslegung an dem Evangelium des Johannes that. Wiewohl er bisweilen seinen Gedanken etwas nachhängt, so bleibt er doch auf dem rechten Sinn und schreitet nicht über die Einfalt des göttlichen Worts heraus, daher man ihm wohl das andre zu gut halten darf.

Aehnliche Urtheile fällten auch ausgezeichnete Gottesgelehrte späterer Zeiten, indem sie seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seine klare, deutliche, schriftgemäße und gründliche Auslegung, und die Zierlichkeit seiner Schreibart loben, seine Schriften jedem, welcher sich in der Exegese vervollkommnen wolle, empfehlen, und bemerken, daß aus seinem Strome manche ihre Bächlein mit Wasser versehen haben.

Aber auch seine übrigen Schriften haben unbestreitbare Vorzüge, seine Streitschriften sogar zeichnen sich vor andern ihrer Art sehr aus, gründliche Gelehrsamkeit, verständlichen Vortrag, guten Styl findet man in allen, und auch durch sie hat Brenz zum Heil der Kirche viel

17) Einst kam Sebastian Pfauser, der vertriebene Hofprediger Kaisers Maximilian des Zweiten, nach Stuttgart und gieng, da er hörte, Brenz werde predigen, in die Kirche. Wie erstaunte er, diese so leer zu finden! Obgleich der Prediger eine treffliche Rede hielt, zweifelte er, wegen der geringen Menschenmenge noch immer, ob es auch Brenz wirklich sey. Nach dem Ende des Gottesdienstes gieng er daher zu diesem und konnte sein Erstaunen nicht verbergen. Das sey nun einmal so an der Tages-Ordnung, entgegnete Brenz lächelnd, und lud Pfausern ein, mit ihm zu gehen. Sie kamen an einem Brunnen vorbei, was ist die schönste Tugend dieses Brunnens? fragte Brenz seinen Begleiter, und da dieser nicht antwortete, fuhr er fort: Er gibt stets Wasser, es mögen viel oder wenige kommen, aus ihm zu schöpfen, so muß es auch der Diener des göttlichen Worts machen.

Gutes gewirkt. Selbst Katholiken lobten und lasen seine Werke, wie jener Pfarrer von Oeffingen, der sie 1590 dem Helfer Wolfart von Kantstatt in gröstem Geheim als seinen besten Schatz zeigte. Sie entgiengen deßwegen auch der Aufmerksamkeit der römischen Bücher-Inquisitoren nicht, und sind in mehr als einem Register verbotener Bücher verzeichnet, und ihr Verfasser den Erzketzern beigezählt worden.

Eine Ausgabe dieser Werke, die aber leider! nicht vollständig ist, erschien bald nach Brenzens Tode zu Tübingen in acht Foliobänden (Opera Johannis Brentii. Tubingae. 1576—1790), sein Sohn wollte derselben noch zwei Bänden beifügen, dieß unterblieb jedoch.

Den ersten Band eröffnet eine Vorrede der theologischen Fakultät zu Tübingen, worinn Brenz und Luther nebst ihren Schriften verglichen werden, hierauf kommt des jüngern Brenz Zueignungsschrift an Herzog Ludwig, worinn er unter anderm vom Zweck und der Einrichtung dieser Ausgabe spricht; den ganzen übrigen Raum nimmt der Kommentar über die fünf Bücher des Moses ein (schon früher gedruckt erschienen: Commentarius prior in Exodum, Halae. 1579. 8. und In Leviticum Commentarius. Francofurti. 1542. fol.) Im zweiten Bande befinden sich die Kommentarien über die Bücher Josua, der Richter, Ruth, Samuels, der Könige, Esra's, Nehemia's und der Esther (schon vorher gedruckt: In librum Judicum et Ruth Commentarius. Haganoae. 1535. 8. Samuelis liber prior LXVI. Homiliis explicatus. Francofurti. 1554. fol. Commentarius in historiam Esther. Francofurti. 1750. fol.); im dritten die Kommentarien über Hiob und die Psalmen (Hiob cum piis et eruditis J. P. Commentariis, Hagenoae. 1527. 8. Dem Dieterich von Gemmingen, dem bekannten Beförderer der Reformation im Kreichgau, gewidmet, später noch mehrmals herausgegeben: Brevis et perspicua explicatio Psalmorum Davidis. Tubingae. 1567. 4. entstanden aus den Vorlesungen, die Brenz bei der Visitation der Klöster zu halten pflegte, sein letztes Werk, das vom 107. Psalmen an Dietrich Schnepf vollendete). Im vierten Bande finden sich die Kommentarien über den Prediger Salomo's, die Propheten Jesaias, Jeremias, Hoseas, Amos, Jonas Micha. (Ecclesiastes Salomonis cum commentariis juxta piis atque eruditis J. B. per Hiobum Gast e germanico in latinum translatus. Haganoae. 1558. 8. hier kam auch das teutsche Original heraus. 1528. Commentarius in Esaiam. Francof. 1555. Christophs Lieblingsbuch, das er nach seinem Tode, unter sein Haupt zu legen befahl. Auslegung über den Hoseas. 1531. In Prophetam Amos expositio. Viteberg. 1530. 8. Commentarius in Jonam. Francof. 1566). Im fünften die Kommentarien über die drei ersten Evangelien, (In scriptum Apostoli et Evangelistae Matthaei Commentarius. Tubin-

gae. 1566. fol. In Evangelii Lucae XII. priora capita Homiliae C. Halae 1537. Francof. 1543. In E. L. XII. posteriora capita Homiliae LXXX. Francof. 1542. Die erstern Homilien widmete er dem anspachischen Kanzler Kilian Vogler, der ihm dafür einen vergoldeten Becher schenkte). Den sechsten Theil füllten der Kommentar und die Predigten über das Evangelium des Johannes (In Johannis Evangelium J. B. exegesis. Haganoae. 4524. verteutscht durch Hiob Gast 1537. Evangelium quod inscribitur secundum Johannem CLIV homiliis explicatum. Francof. 1551. Der siebente Band enthält die Kommentarien über die Apostelgeschichte, über die Briefe an die Römer, Galater, Philipper und Philemon (In Acta apostolica homiliae CXXII. Haganoae. 1535. fol. recognitae. 1536. Commentariorum in Epistolam ad Romanos, libri III. Tubing. 1554. fol. Explicatio in epistolam Pauli ad Galatas. 1570. fol. Explicatio epistolae ad Philippenses. Halae. 1548. Commentaria in epistolam ad Philemonem. Halae. 1542), der achte aber das wirtenbergische Glaubensbekenntniß nebst dessen Apologie, und die schon angeführten Streitschriften gegen Bullinger und Martyr.

Ausserdem erschienen, neben den schon früher angegebenen, noch einzeln gedruckt von Brenz folgende Schriften: Ein Sermon, den Heiligen gepredigt zu Schwäbisch-Hall, durch J. B. am St. Jakobs-Tag 1523. 4. Ein Predigt zu allen christglaubigen Menschen, wer da sey die recht wahr Kirche und derselben Haupt. 1524. 4. Wie in Ehesachen und den Fällen, so sich derhalben zutragen, nach göttlichem, billichem Recht zu handeln sey. Wittenberg 1551. 4. Türkenbüchlein, wie sich Prediger und Laien halten sollten, so der Türk in das teutsche Land einfallen würde, christliche und nothdürftige Unterrichtung durch J. B. Wittenberg. 1531. 4. Vom Einfall des Türken, 22 Predigten. Wittenberg. 1552. Wie man sich christlich zum Sterben bereiten soll. Nürnberg. 1553. 8. Ein christliche Predigt von Erhaltung gemeinen Friedens, in Sachen die Religion betreffend u. s. w. Nürnberg. 1535. 4. Homiliae XXV. de poenitentia etc. ed. a W. Maler. Halae. 1544. 8. Passio unsers Herrn Jesu Christi Leiden und Sterben, nach historischer Beschreibung der vier Evangelisten, in Latein ausgelegt durch Herrn J. B., verteutscht. Nürnberg. 1587. Pericopae evangeliorum expositae per J. B. ad M. et J. Graeter Francof. 1559. 8. 3r. Conciones in evangelia festalia germanice a J. Graeter. Francof. 1560. 8. Predigten vom Donner und Hagel und allem Ungewitter. Frankf. 1561. 8.

Quellen: Handschriftliche Nachrichten. Fr. J. Beyschlags Lebensbeschreibung Joh. Brentii, I. Thl. Halle 1535. 4. (geht nur bis 1521). Joh. Balth. Beyschlag memoria Brentii renovata. Witteb. 1694. 4. Jac. Heerbrand oratio funebris de vita et morte J. B. Tubingae. 1570. 4. Christliche Leichpredigt beim Begräbniß J. B. Tübingen 1570. 4. Joh. Hippol. Brenz, Brenzische Jubelpredigt. Nürnberg 1627. 4. Joh. Just von Einem Leben Joh. Br. Magdeburg 1733. 8. M. Fischlini Memoriae Theologorum Wirtenbergensium. T. I. p. 23 ff. 53 ff. Supplementa p. 66 ff. J. M. Schröckhs Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Leipzig 1766. Thl. 4. p. 31. ff. S. Fr. Gehres, Weils der Stadt kleine Chronik. Stuttgart 1808. p. 171—241. — Sekendorf, historia Lutheranismi. Serpilii epitaphia Theologorum suevorum Saligs Geschichte der Augsburgischen Konfession. A. D. Caroli, wirtenbergische Unschuld, p. 111 ff. Sattlers Geschichte Wirtenbergs. Thl. IV. Pfisters Herzog Christoph. Schnurrer, Erläuterungen zur wirtenbergischen Kirchen-Reformations- und Gelehrten-Geschichte. Lavater, historia de origine et progressu Controversiae sacramentariae. Tig. 1543. Pfaffii, Commentarius de actis scriptis que publicis Ecclesiae wirtenbergicae, ejusd Acta et scripta Ecclesiae wirtenbergicae. Th. Sinceri, notitia historico critica librorum veterum rariorum. 1753. 4. p. 186 ff. Fabricii historia Bibliothecae suae. Tom. 2. p. 19 sq. 238 sq. Brentii epistola de exilio suo ad Majorem. Rostochii. 1616. Gerdesii, scrinium antiquarium. T. II. p. 728. sq. Strobels Miscellaneen St. II. p. 149. III. 155 ff. Coelestini, historia Comitiorum Augustae MDXXX. Celebratorum Brentii opera. Responsio Brentii junioris ad Calumnias Sacramentariorum contra Patrem. Tubingae. 1582. 4. Unschuldige Nachrichten. Strobels Miscellaneen, Thl. 3. p. 157. ff. Wibels hohenlohische Kirchengeschichte u. s. w.

Johann Faulhaber.

Wenn natürliche Talente von äußern Umständen begünstigt, und durch sorgfältigen Unterricht gepflegt, sich zu schöner Blüthe entfalten, so ist das eine zwar immerhin erfreuliche, aber nicht besonders auffallende Sache, zu bewundern aber ist der, welcher unter'm Drucke äusserer Verhältnisse und troz der Ungunst des Geschicks, durch eigene Kraft sich emporarbeitet, und ein solcher Mann war auch Johann Faulhaber, geboren zu Ulm den 5. May 1580.

Zum Gewerbe seines Vaters, zur Weberei, bestimmt, erhielt er einen nur dürftigen Unterricht, und bald mußte auch er hinter den Webstuhl tretten. Allein diese Beschäftigung vermochte den lebhaften Geist des Jünglings nicht zu fesseln, er strebte weiter, er begehrte höhere Bildung und vornemlich entwickelte sich in ihm ein ausgezeichnetes Talent für die Mathematik. Daniel Sälzlin und Johann Kraft, erstrer Rechenmeister, letztrer Modist zu Ulm, waren hierinn seine Lehrer, aber bald wußte der wißbegierige, wohlbegabte Schüler mehr als sie, und betratt nun für sich das Gebiet der höheren Mathematik. Er sammelte und las mit der grösten Begierde, was er von mathematischen Schriften erlangen konnte, und da er bald bemerkte, daß, um tiefer in diese Wissenschaft einzudringen, er auch Bücher, in fremder Sprache geschrieben, lesen müsse, so erlernte er nun auch von selbst, ohne Anweisung, die lateinische, französische und italiänische Sprache nnd übersetzte für sich die Schriften der vornehmsten Mathematiker älterer und neuerer Zeiten, eines Euklides, Apollonius, Regiomontanus, Baptist Porta u. s. w.

So überwanden Talente, mit unermüdlichem Fleiß vereint, bei Faulhabern alle Hindernisse, welche seine äussere Umstände ihm entgegen setzte, er verließ das Weber-Handwerk jezt ganz und wurde, da er auch im Schönschreiben und in der Musik wohl bewandert war, als Modist und Rechenmeister zu Ulm angestellt.

Bald tratt er nun auch als Schriftsteller auf, zuerst mit seinem „Arithmetisch-Kubi-kossichen Lustgarten" (Tübingen 1604. 8.), worauf die „Neuen geometrischen und perspektivischen Inventionen etlich son-

derbarer Instrumenten" (Frankfurt 1610) und der „Neuerfundene Gebrauch eines niederländischen Instruments zum Abmessen und Grundlegen" (Augsburg 1610.) folgten, worinn er sich nun auch als Meister in der angewendeten Mathematik und Mechanik zeigte.

Noch mehr Aufsehen machte sein „Mathematischer Kunstspiegel" (Ulm 1612. 4.), wegen der mancherlei darinn enthaltenen, sinnreichen und wunderbaren Kunststücke, für welche die damalige Zeit eine so große Vorliebe zeigte, sein „Arithmetischer Wegweiser" aber (Ulm 1619. 8.) blieb anderthalb Jahrhunderte lang ein sehr beliebtes Lehrbuch, welches von 1614 bis 1762 nicht weniger als 8 Auflagen erlebte, denn es empfahl sich durch Deutlichkeit, Faßlichkeit, Vollständigkeit und Gemeinnützlichkeit sehr vor andern gleichzeitigen Werken dieser Art.

Berühmter noch wurde Faulhabers Namen, als er in einem, 1617 herausgegebenen, Kalender auf das Jahr 1618 die Erscheinung eines Kometen für den September dieses Jahrs verkündigte. Die vornehmsten Sternkundigen, ein Mästlin, Kepler u. s. w. wurden jetzt aufmerksam auf ihn und tratten mit ihm in Briefwechsel, ersterer vornemlich theilte ihm manche selteneren mathematischen Werke mit, letzterer aber besuchte ihn mehrmals zu Ulm. Hier selbst aber, in seiner Vaterstadt, kam er über diese Vorherverkündigung in einen, für ihn unangenehmen, Streit.

Der Hang jener Zeit zum Mystizismus, zu geheimen Künsten, zu der Kabbala vornemlich, welche durch Buchstaben und Zahlen die tiefsten Geheimnisse ergründen zu können vermeinte, und zur Alchymie, welche dem Stein der Weisen und der Kunst, Gold zu machen, nachspürte, hatte gleich mehreren ausgezeichneten Köpfen auch ihn ergriffen. Er tratt in Verbindungen mit Schwärmern von mancherlei Art, er gab sich viele Mühe, mit der, damals so viel Aufsehen erregenden, Rosenkreuzer-Gesellschaft näher bekannt und in sie aufgenommen zu werden, er las fleißig die Schriften Weigels und anderer Mystiker, und studirte die Offenbarung und die prophetischen Schriften des alten Testaments sehr eifrig. Eine Frucht dieser Beschäftigungen waren seine „Himmlische geheime Magie oder neue kabbalistische und Wunderrechnung vom Gog und Magog" (Nürnberg 1613. 4.) und seine „Andeutung einer unerhörten, neuen Wunderkraft, welche der Geist Gottes in etlichen prophetischen und biblischen Geheimnißzahlen bis auf die letzte Zeit hat wollen versiegelt und verborgen halten, mit unwiderleglichen Demonstrationen ans Licht gestellt" (ebend. 1613). Das letzte Werk ist dem Herzog Johann Friderich von Wirtenberg, der, wie sein Vater, ein Liebhaber der geheimen Künste war, und auch unsern Faulhaber zu sich berufen und beschenkt hatte, gewidmet, und der Verfasser erklärt darinn, daß fleißiges Lesen der heiligen Schrift und be-

ständige Nachforschung und Uebung in der Arithmetik und in den verwandten Wissenschaften ihn zur Erkenntniß dieser Kunst gebracht hätten.

Ebenso nun wollte er die Erscheinung jenes Kometen „nicht blos aus astrologischen Gründen und Beobachtungen, sondern auch durch die Zahlen in der Offenbarung und im Propheten Daniel, mittelst göttlicher Gnade und fleißiger Nachforschung" erkundet haben. Darüber tratten als seine Gegner Johann Baptist Hebenstreit, Rektor des Gymnasiums zu Ulm, und Zimpert Wehe, Lehrer daselbst, öffentlich in Schriften auf, welchen aber zwei Freunde Faulhabers unter den angenommenen Namen Justus Cornelius und Euthymius de Brusca auf eine ziemlich derbe Weise antworteten (1619. 1620). So erhitzte sich der Streit, die Prediger zu Ulm wurden ebenfalls mit hineingezogen, Faulhaber als Schwärmer und Irrgläubiger angegriffen, und troz seiner eingereichten Vertheidigungsschrift eingekerkert. Als er wieder frei ward, entfernte er sich aus Ulm und suchte durch fremde Vermittlung diesen, für ihn so unangenehmen, Handel beizulegen, Anfangs war hiezu wenig Aussicht da, ein Fürbittschreiben der Tübinger Hochschule blieb ohne Erfolg, doch brachte es Faulhaber endlich so weit, daß eine theologische Unterredung mit ihm angestellt wurde, worinn man seine Rechtglaubigkeit anerkannte, und so nahm diese, für ihn so unangenehme, Sache ein Ende (1622).

Indessen aber hatte er, troz dieser Verfolgung, nicht aufgehört, sich fortdauernd mit dem grösten Eifer seinem Lieblingsstudium zu widmen, er las, forschte, und ersann manches Neue, das er zuerst meistens nur seinen Freunden und Gönnern mittheilte, von ihnen ermuntert aber nun endlich auch dem größern Publikum bekannt zu machen beschloß.

Dieß geschah im Jahre 1621, wo er in Augsburg einen Auffatz herausgab, welcher bei seiner Kürze, wegen der Fülle des Innhalts und als Beweiß der vielseitigen Thätigkeit Faulhabers wohl werth ist, hier mitgetheilt zu werden. Sein Titel lautet also: Johann Faulhabers Ulmensis Catalogus, oder Verzeichniß seiner mirakulosischen neuen Inventionen, Wissenschaften und unerhörten Sekreten von mancherlei mathematischen und andern Wunderkünsten, welche mit Kaiserlichen und fürstlichen Spezial-Freiheiten und Gnaden privilegirt und in vierzehen, durch offenen Druck publizirten, Traktätlein von obgemeldtem Autore angedeutet worden." Ein solcher Titel, welcher uns vielleicht marktschreierisch vorkommt, erschien zu jenen Zeiten gar nicht so, und ist, wenn man die Wahrheit bekennen will, auch weit unschuldiger, als die lobpreisenden Ankündigungen von Büchern, womit wirklich das Publikum so häufig getäuscht wird.

Den Innhalt des Aufsatzes selbst machen 42 Geheimnisse aus, welche der Verfasser theils neu erfunden, theils verbessert hat, und welches folgende sind: 1) Eine schweizerische, von ihm sehr verbesserte Handmühle. 2) Die schon erwähnte Zahlen-Wunderkunst. 3) Wie das Perpetuum mobile aus den Wassern über den Himmeln zu erkennen, und durch ein mechanisches Instrument auf gewiße Art vorzubilden sey. 4) „Eine Vorhersagung aus der gefundenen planetischen Schrift eines Wunderfisches.“ 5) Die Wunderkunst des Propheten Hesekiel, neu aufgefunden, wie alle Gebäude, Städte und Festungen, auf einen einigen Stand nicht allein in Grund gelegt, sondern auch perspektivisch aufzuziehen und in wahrer verjüngter Proportion abzureißen sind. 6) Natürliche Verbesserung einer uralten Geschwindigkeit, durch welche ein Prophet im alten und ein Apostel im neuen Testament, nach Gottes Willen, sein Leben in der höchsten Gefahr wider die Tyrannen erretteten; für hohe Potentaten eine herrliche Wissenschaft und ein leichtes Instrument. 7) König Davids Probierkunst, auf das grobe Geschütz jetziger Zeiten dirigirt, um es bei Nacht ohne einen Magnet zu richten. 8) Kabbalistische Vorhersagung, früher dem Kaiser überschickt. 9) Modelle neuer Hand- und Roß-Mühlen. 10) Ein neuer Zug zum Bergwerk. 11) Neu erfundene Sturmbrücken zum Kriegswesen. 12) Neue Art, wie Städt' und Festungen zur Befestigung auszustecken. 13) Verbesserung der ungarischen und türkischen Handmühlen. 14) Eine neue, viel Geld ersparende, Einrichtung an Mühlen. 15) Ein mechanisches Werkzeug, womit man etliche Male leisten kann, was Simson durch seine Stärke verrichtete. 16) Neu erfundene Wasserkünste. 17) Neu erfundener, holzersparender Rost, im Ulmischen Ziegel-Ofen erprobt. 18) Das unüberwindliche und von Gott geschenkte Sieg- und Triumph-Zeichen, allen Mathematikern in der weiten Welt mit bester Wohlmeinung gewidmet. 19) Neue Anwendung eines Sand- und Kugel-Rades. 20) Mittel, das Aufziehen einer Zugbrücke zu verhindern. 21) Fortgesetzte Voraussagung von großen Wunderzeichen am Himmel und auf Erden. 22) Geheime mechanische Kriegslisten, zu Trennung der feindlichen Reiterei u. s. w. 23) Zwei Werkzeuge, um zu erkennen, in welcher Richtung die feindlichen Minirer arbeiten. 24) Neu erfundene Visierkunst, überall beim Eichen zu gebrauchen. 25) Mancherlei Proportional-Zirkel. 26) Verschiedene Werkzeuge zum Abmessen und Grundlegen, 27) zur Perspektive, 28) zur Büchsenmeisterei und 29) zur Sternkunde. 30) Gedächtnißkunst. 31) Wie man auf Metalle Schriften ein- und auswärts äzen kann. 32) Neue Visirungen künstlicher Münzwerke zum Strecken, Prägen und Durchschnitt. 33) Mehrere neue Modelle von Pulvermühlen. 34) Die geheime Irgenieurkunst. 35) Neuerfundener Handgriff zu leichteren Ausführung

von Bastionen. 56) Visirung eines neuen Erdbohrers von Eisen zu besserer Unterscheidung der Erdarten. 37) Geheime, aber erprobte Tinkturen, Arzneimittel und dergleichen. 38) Mittel, um das Holz vor der Fäulniß und dem Wurmstichigwerden, 38) und metallene Waffen vor dem Rosten zu bewahren 46) Mittel, wohlfeile Asche zu bekommen. 41) Eine Art von Mehl, nicht aus Getreide gemacht, das mit der Hälfte Getreidemehl vermischt, sehr gut und nahrhaft ist. 42) Arithmetische Wundersachen (abgesondert erschienen zu Augsburg 1622).

Wer nun, so lautet der Schluß, solcher redlichen freien, christlichen Kräfte theilhaftig zu werden begehrt, mag solches den Autor oder seine bevollmächtigten Gewalthaber wissen lassen, so wird ein solcher, geliebt es Gott, genugsame Satisfaktion erlangen, damit aber Niemand in solche Sachen einigen Zweifel setzen dürfe, so haben vornehme Philosophen, Theologen, Mediciner, Astronomen, Mathematiker, Juristen und andere Gelehrte und Kunstverständige, auch Personen von hohem Stande, dem Autor ansehnliche Testimonien und besiegelte Urkunden, zum Theil sogar gedruckt, zum Zeugniß der Wahrheit ertheilt, auch sind die Abhandlungen, wo er diese Gegenstände vortrug, im Buchhandel zu haben.

Diese Schrift war also eigentlich eine Ankündigung theils von Faulhaber schon bekannt gemachter, theils noch ungedruckter Aufsätze, verschiedener neuer Erfindungen in der Mathematik, Mechanik, der Kriegsbaukunst und dem Maschinen-Wesen, von welcher er entweder Modelle oder, mittelst einer hiezu verfertigten Kupferpresse, Zeichnungen entworfen, von denen er auch schon an Regierungen und Privatleute einzelne abgegeben hatte. Sie beweist deutlich seine ausgebreiteten Kenntnisse in dem gesammten Gebiete der Mathematik, seinen unermüdlichen Fleiß und seinen rastlosen Eifer. Man erkennt darinn den Mann, der durch eigene Kraft, troz vieler Hindernisse, sich bildete, und schon manches gelungene Werk lieferte, deßwegen aber auch in höherem Tone von seinen Hervorbringungen spricht, und auch seine Neigung zum Mystizismus läßt sich darinn nicht verkennen.

Sein Ruhm wurde dadurch nicht geschmälert, vielmehr vergrößerte sich seine Bekanntschaft mit Personen hohen und niedern Standes, mit Staatsmännern und Gelehrten. Er führte einen ausgebreiteten Briefwechsel, und unter seinen Korrespondenten findet man die Namen angesehener teutschen Gelehrten damaliger Zeit; die schon genannten Astronomen Kepler und Mästlin, den als Mathematiker und Sprachkundiger gleich bekannten Wilhelm Schickard und dessen Bruder Heinrich, den trefflichen Baumeister, den Matthäus Bernegger von Straßburg, Sebastian Kurz von Windsheim, Matthäus Beger von Reutlingen, Johann Georg Brenuger von Kaufbeuren, Joseph Furtenbach

von Ulm, Thomas Lansius, Matthäus Merian u. s. w. Mit ihnen unterhielt er sich über Gegenstände aus allen Theilen der Mathematik, er legte ihnen Probleme vor, oder löste die von ihnen gegebenen auf, und selbst die Quadratur des Cirkels wurde hiebei nicht vergessen, es kommen mehrere Versuche darüber vor. Manche Ausländer, z. B. Johann Tonsky von Krakau, Joseph de Medici aus Kreta, Claude Hardy aus Paris, suchten in Briefen seine Bekanntschaft und ertheilten ihm und seinen Schriften die grösten Lobsprüche. Kein Fremder von einiger Bedeutung kam nach Ulm, der nicht zu Faulhabern gieng, seine Maschinen und Modelle und sein schönes Kunstkabinet besah. Als der berühmte Philosoph DesCartes mit dem baierischen Heere (1620) nach Schwaben zog, besuchte er ihn mehrmals, ließ sich mit ihm in Gespräche über seine Lieblingswissenschaft ein, rühmte ihn nachher als einen, besonders in der Arithmetik sehr ausgezeichneten Mathematiker und nannte ihn seinen Lehrer. Selbst mit dem König Gustav Adolph hatte Faulhaber eine viertelstündige Unterredung, und dieser forderte ihn auf, mit einem jährlichen Gehalt von 1000 Thalern, in seine Dienste zu gehen, was vielleicht nur durch den bald nachher erfolgten Tod dieses Fürsten vereitelt wurde. Auch der Kaiser Matthias, der Prinz Moriz von Oranien und andere Herrscher suchten ihn in ihre Dienste zu bekommen, vom Landgrafen Philipp von Hessen und von einem Herzoge von Sachsen bezog er einige Zeit lang einen Jahresgehalt, wofür er ihnen seine neuen Erfindungen mittheilen sollte. Er mußte eine Menge Bedenken über Bauwerke jeder Art verfertigen und wurde nicht nur zu Feldmessungen, zur Aufnahme von Rissen und Planen, sondern vornemlich auch zum Bau und zur Ausbesserung von Festungswerken, z. B. in Ulm, Frankfurt, Memmingen und Basel gebraucht.

Neben so vielfachen Beschäftigungen aber hörte er auch nicht auf, als Schriftsteller aufzutretten, und gab vom Jahre 1630 bis 1634 sein umfassendstes Werk, die Ingenieurschule, in vier Theilen heraus, wodurch er seinen Ruhm noch mehr vergrößerte und noch weiter ausbreitete. Da raffte ihn, den Archimedes Ulms, wie man ihn nannte, kaum an der Schwelle des Alters stehend, eine Pest weg, die 1635 zu Ulm wüthete und an der auch seine Gattin Ursula Eßlinger von Ravensburg, mit welcher er seit dem Jahre 1600 verheurathet war, starb. Er hatte 9 Kinder, 6 Töchter, worunter ein Paar Zwillinge, und 3 Söhne, Johann Matthäus (geb. d. 30. Julius 1604), Samuel (geb. d. 12. Dezemb. 1605) und Johann (geb. d. 28. Dezemb. 1609), von denen der erste sich ebenfalls als Mathematiker auszeichnete. Der Erbpfalzgraf Freiherr Johann Ernst von Baumgarten ertheilte ihm den 11.

Junius 1601 ein eigenes Wappen, mit den dazu gehörigen Rechten und Freiheiten; sein Bild wurde dreimal in Kupfer gestochen.

Quellen: Meist handschriftliche Familien-Nachrichten, nebst Schmids „Ulm in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts" in Memmingers Jahrbuch, Jahrgang 1822, Heft 2., p. 362. und Veesenmeyers Commentatio de Ulmensium in Arithmeticam meritis. 1794.

Oßwald Gabelkhover.

Das sechszehnte Jahrhundert ist nicht arm an Werken über die wirtenbergische Geschichte, es war von der Regierung den Stadt- und Amtsschreibern geboten, ein Jahrbuch der denkwürdigen Begebenheiten zu führen, und bei gar vielen Familien war es Sitte, Haus-Chroniken zu halten, welche von Geschlecht zu Geschlecht forterbten und wo mancherlei Wichtiges und Unwichtiges aufgezeichnet wurde. Darneben aber fehlte es auch nicht an Leuten, welche sich mit der Verarbeitung des, auf diese Art gewonnenen Stoffes beschäftigten, und in Prosa nicht nur, sondern auch in Versen bald das Ganze, bald einzelne Theile der wirtenbergischen Geschichte beschrieben.

Aber freilich diese sogenannten Historiker waren meist jämmerliche Leute; Form und Inhalt, Styl und Stoff ihrer Geschichten waren gleich elend, ohne Kritik stoppelten sie zusammen, was und wo sie es bekommen konnten, die abgeschmacktesten Fabeln tischten sie ihren Lesern auf, stellten, um ja ihrem Fürstenhause einen recht alten, hohen Ursprung zu verschaffen, die unhaltbarsten Hypothesen auf, und fragten weder nach Urkunden, noch nach der Glaubwürdigkeit der Zeugen. Solche Leute waren Matthias Holzwart, der sich selbst den „neugebackenen Poeten" nennt, der lügenreiche David Wolleber, der Mystiker Simon Studion, der Abentheurer Jakob Fischlin und andere. Besser schon sind die Werke der beiden Rüttel, und Georg Gadners, welche umsichtiger und kritischer zu Werke giengen, und glaubwürdige Urkunden fleißiger benuzten, aber um dem Fürstenhause zu schmeicheln, manches entstellten und ebenfalls einen schlechten Styl und wenig Ordnung in ihren Hervorbringungen hatten. Doch weit höher als sie steht und allein des Namens eines Geschichtschreibers werth ist Oßwald Gabelkhover, den wir, obwohl im Auslande geboren, doch, da er den grösten Theil seiner Lebenszeit in Wirtenberg zubrachte und für dieses Land lebte und wirkte, billig auch den Unsrigen zu zählen.

Seine Vaterstadt ist Memmingen, wo sein Vater, aus einem alten adelichen Geschlechte, von welchem jedesmal der Aelteste Besitzer eines Rittergutes in Baiern war, die Arzneikunde trieb. Diesen kannte

er jedoch nicht, denn schon etlich Wochen vor dem 3. September 1539, dem Geburtstage Oßwalds war er gestorben. Die Mutter verheirathete sich nachher wieder, und die Strenge des Stiefvaters bereitete dem Knaben eine freudenlose Jugend. Sein Abzug auf die Tübinger Hochschule befreite ihn aus dieser harten Zucht, und hier legte er sich nun, nachdem er die gewöhnlichen philosophischen Studien vollendet hatte, mit großem Eifer auf die Arzneikunde, gieng auch, um sich möglichst darinn zu vervollkommnen, später nach Bologna, wo er 1563 die Doktorswürde erlangte.

Mit reichen Kenntnissen ausgestattet, kehrte er noch im nemlichen Jahre nach Teutschland zurück und tratt in die Dienste des Herzogs Christoph von Wirtenberg, der ihn zu einem der vier Landärzte machte und ihm Göppingen zum Wohnsitz anwies, wo sich Gabelkhover 1563 mit Ursula, der Tochter des wirtenbergischen Vicekanzlers, Gerhard, vermählte, welche den 11. November 1612 in einem Alter von 68 Jahren starb. Christophs Sohn, Ludwig, berief ihn von hier 1580 als Leibarzt nach Stuttgart, und diese Stelle bekleidete er 36 Jahre lang bis an seinen Tod. Dieser erfolgte den 31. Dezember, an einer völligen Entkräftung, deren allmählige Zunahme ihn im letzten Jahre beständig zu Hause, in den letzten Wochen vor seinem Tode aber sogar im Bette zu bleiben nöthigte. Von den zehen Sprößlingen seiner Ehe überlebten ihn sechs.

Gabelkhover war ein Mann von trefflichem Charakter und Geiste, redlich, mildthätig (die Armen behandelte er stets unentgeldlich), fromm, eifrig und treu in seinem Berufe. Als Arzt vereinte er viel theoretische Kenntnisse mit einem ausgebreiteten praktischen Wissen, er war sehr beliebt, weit bekannt und tratt auch als Schriftsteller in seinem Fache auf, indem er auf Herzog Ludwigs Befehl ein „Arzneibuch" verfaßte, welches 1594 in 2 Theilen im Druck erschien. Er las viele theologischen Werke. und daß er dieß mit vieler Aufmerksamkeit that, bezeugen die zahlreichen Randanmerkungen, die man von seiner Hand in denselben fand. Als Kenner mehrerer fremden Sprachen und wegen seiner litterarischen Kenntnisse überhaupt, wurde er auch zum herzoglichen Bibliothekar ernannt.

Aber sein wichtigstes Verdienst, das ihn eigentlich unsterblich machte, sind seine Arbeiten über die wirtenbergische Geschichte. Geschichte war überhaupt seine Lieblingswissenschaft, die er während seines ganzen Lebens aufs Eifrigste studirte, wobei sein ausgezeichnetes Gedächtniß ihm die besten Dienste leistete. Vornemlich aber sammelte er mit unermüdlichen Fleiße für die wirtenbergische Geschichte, schon ehe ihm Herzog Ludwig, auf Melchior Jägers Anrathen, den Auftrag ertheilte, ein eigenes Werk darüber zu verfassen, noch mehr aber seit

dieser Zeit, wo ihm nicht nur das reiche fürstliche Archiv zu Stuttgart, sondern auch die Registraturen der Städte und Klöster des Landes und die Archive fremder Fürsten, Adlichen, Stifter und Reichsstädte offen standen. Er durchsuchte alle Winkel derselben mit der grösten Sorgfalt, durchgieng viel tausend Urkunden und machte genaue Auszüge daraus, daneben aber las er auch, was über die wirtenbergische Geschichte früher geschrieben oder gedruckt worden war, er schrieb Innschriften auf Grabmälern, Bildsäulen, Gemälden u. s. w. ab, durchreiste den größern Theil Schwabens für seinen Zweck und führte einen ausgebreiteten Briefwechsel deßwegen.

So sammelte er eine reichliche Menge von Stoff, wobei ihn später auch sein, zum Hofregistrator ernannter, Sohn Johann Jakob, unterstützte, und begann nun die Ausarbeitung seines großen Werks, welches aus drei Abtheilungen bestehen sollte, deren erste die Geschichte des Fürstenhauses, die zweite ein sogenanntes Landbuch oder eine Beschreibung der Städte, Aemter und Klöster Wirtenbergs enthalten, in deren dritter aber die Geschichte der im Lande damals und früher angesehenen fürstlichen und adlichen Geschlechter abgehandelt werden sollte. Allein leider! vermochte er nur einen kleinen Theil dieses Werks zu vollenden, denn seine Geschichte des wirtenbergischen Fürstenhauses geht in 5 Theilen nur bis aufs Jahr 1531, von der zweiten Abtheilung hat man blos eine Chronik von Stuttgart und Gröningen, von der dritten, die, auf besondern Auftrag der Familie geschrieben, Geschichte der Grafen von Helfenstein und die der Thumben von Neuburg; was sonst noch von ihm und seinem Sohne vorhanden ist, sind, noch nicht in Ordnung gebrachte, Sammlungen von Auszügen, bedeutend an Umfang und Wichtigkeit des Innhalts, aber wie Manches mag auch zerstreut worden, wie Manches, vornemlich in dem, auch in dieser Hinsicht für Wirtenberg so verderblichen, dreißigjährigen Kriege untergegangen seyn!

Doch auch jetzt, obwohl ihr sichtbar die letzte Vollendung fehlt, ist Gabelkhovers Geschichte Wirtenbergs ein sehr ausgezeichnetes Werk, besonders wenn man die Zeit bedenkt, in welcher es verfaßt wurde, eine Zeit, wo die historische Kunst im Allgemeinen noch in ihrer Kindheit lag. Großer Scharfsinn, unglaublicher Fleiß, ausgezeichnete Urtheilskraft, ein gewißes natürliches Geschick, auch die dunkelsten, verwirrtesten Gegenstände aufzuhellen und zu entwickeln, eine scharfe historische Kritik, welche Alles genau prüft und die Fabeln der Vorgänger gänzlich verwirft, oft auch ihren Ungrund zeigt, eine geschichtliche Treue, welche kaum ein, nicht aus Urkunden genommenes, Wort mit einfließen läßt, meist diese selbst in zweckmäßigen Auszügen oder wörtlich gibt, überall aufs Vorsichtigste zu Werke geht, und wo sie in den

ältesten Zeiten nur Sagen und minder glaubhafte Schriftsteller anzuführen weiß, dieses wenigstens offen bekennt — das sind die Vorzüge Gabelkhovers, des Geschichtschreibers. Die Ordnung der Begebenheiten ist zwar die damals allgemein eingeführte, nach der Reihenfolge der Jahre, aber auch hierinn übertrifft dieß Werk weit die gewöhnlichen Chroniken, auch hier zeigt sich die höhere Kunst seines Verfassers, der Styl ist gedrängt, und obgleich die Perioden bisweilen etwas länger sind, doch immer deutlich und leicht verständlich, der Sache angemessen, die Sprache einfach, herzlich und gediegen. Wenn man den Unterschied der Zeiten berücksichtigt, hat wohl bis jetzt kein wirtenbergischer Geschichtschreiber Gabelkhovern übertroffen.

Quellen: Handschriftliche Nachrichten, Lebensbeschreibungen berühmter Wirtenberger, p. 141 ff. Mosers wirtenbergische Bibliothek, p. 8 ff., 76, 90, 335, 349. Pfisters Herzog Christoph, Thl. II. p. 123 ff.

Johann und Ambrosius Widmann.

Während der letzten Zeiten des Mittelalters machte auch die Arzneikunde im Abendlande bedeutende Fortschritte, und Italien war, wie überhaupt damals in jedem Theile der Kunst und Wissenschaft, die hohe Schule auch für sie, aus allen Gegenden strömten hier wisbegierige Jünglinge zusammen, und unter ihnen finden wir ums Jahr 1460 auch einen Wirtenberger. Es war Johann Widmann, oder wie er nach damaliger Sitte, seinen Namen ins Lateinische übersetzend, sich nannte, Salicetus, auch „Maichinger" geheißen, von seinem Geburts-Orte, dem Dorfe Maichingen, in der Nähe von Sindelfingen, wo er, in niederm Stande, 1440 das Licht der Welt erblickte.

Er studirte hier zuerst, hergebrachter Massen, Philosophie und hierauf Arzneikunde und kehrte, nachdem er in letzterer die Doktors-Würde erhalten hatte, nach Teutschland zurück. Wenn dieß geschah und wo er sich hierauf zuerst niederließ, ist unbekannt, aber er muß bald einen ausgebreiteten Ruf bekommen haben, denn schon 1481 treffen wir ihn zu Baden, als Leibarzt des dortigen Markgrafen und drei Jahre später kam er als ordentlicher Lehrer der Arzneikunde nach Tübingen (1484). Er lehrte hier mit vielem Beifall, und wurde auch dem Grafen Eberhard im Bart, der seine Stiftung, die Hochschule, fleißig besuchte, bekannt, und dieser, die Vorzüge des Mannes erkennend, der sich weit über die gewöhnlichen Aerzte seiner Zeit erhob, machte ihn zu seinem Leibarzt, „daß er, von Haus aus, auf ihn, seine Gemahlinn und seinen Vetter, den Grafen Heinrich, warten sollte" (1491). Zwei Jahre später wurde er in seinem Amte bestätigt; „sein Wohnort sollte auch ferner Tübingen seyn, würde er aber nach Hof gefordert, so sollte er sammt einem Knechte wohl beritten gemacht werden. Sein Jahres-Gehalt bestand in 150 Gulden, Rocken, Dinkel und Haber von jedem zehn Malter. Wenn der Hof zu Tübingen sich aufhielt, hatte er, für sich und seinen Knecht, den Tisch bei Hofe, auch Unter- und Schlaf-Trunk, und er selbst bekam außerdem noch das gewöhnliche Hofkleid. Der Graf versprach, mit der Hochschule zu handeln, daß sie ihm an seiner Besoldung Nichts abbreche, wenn er in der Herrschaft

Geschäften gebraucht werde, denn er bekam auch die Aufsicht über die Spitäler und Siechenhäuser des Landes, gegen die altherkömmliche Belohnung. Ins Feld durfte er nicht ziehen, auch nicht an Orten bleiben, wo die Pest wäre, ausgenommen, wenn die fürstliche Familie sich ebenfalls daselbst befände. Wenn er auf des Grafen Befehl zu Fremden reiten mußte, sollten diese ihm für seine Mühe eine billige Belohnung geben."

Widmann blieb bis zu Eberhards Tod in dessen Diensten, begleitete ihn auch auf den Reichstag in Worms, behielt seine Stelle unter Herzog Ulrich bei, und starb den 31. Dezember 1524 zu Pforzheim.

Er hat sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht, seine Abhandlung über die Lustseuche, welches Uebel gerade damals um sich zu greifen begann (Tractatus clarissimi medicinarum Doctoris Johannis Widmann, dicti Mechinger de pustulis et morbo, qui vulgato nomine mal du Franzos appellatur 1497), zeichnete sich vor andern Werken dieser Art durch gründliche Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe aus, und er empfahl darinn zuerst öffentlich den Gebrauch des Quecksilbers gegen diese Krankheit. Auch über die Pest gab Widmann eine Schrift heraus (Johannis Saliceti dicti Mechinger medicinarum interpretis physici ducalis wirtenbergensis tractatus de pestilentia. 1501. 4.), welche ebenfalls zu den vorzüglicheren Werken über diesen Gegenstand gehört, und außerdem schrieb er, „auf häufige Bitten seiner Herrn und Freunde," eine Abhandlung über das Wildbad (Famosi artium et medicinae Doctoris Johannis Widmann, dicti Mechinger tractatus de balneis thermarum ferinarum (vulgo Wildbaden) perutilis balneari volentibus ibidem. Tubingae 1513. 4.). Hier beschreibt er zuerst recht schön die Lage des Orts „in einem anmuthigen Thale des Schwarzwalds, auf einem sandigen Felsgrunde, ohne Sümpfe und stehende Wasser, vielmehr an dem klaren Enzflusse, wodurch die Luft rein und gesund werde." Als vorherrschendes Mineral in diesem Bade gibt er den Schwefel an, und schließt dieß sowohl aus der Wärme, als aus dem Schwefelgeschmacke des Wassers; dabei enthalte es aber auch Salz und Alaun, wie sich aus dem Destilliren ergebe. In Beschreibung der Heilkräfte desselben ist er sehr weitläufig, es trocknet, sagt er, und verzehrt die überflüßige Feuchtigkeit, säubert und wascht ab, verschafft Oeffnung, stärkt die Glieder, und ist nützlich in der Hand- und Fußgicht, wider den Krampf, Zittern, Lähmung und Schlafen der Glieder, in Krankheiten der Nieren, des Magens, der Milz, Leber, Brust, Lunge, des Haupts u. s. w., schädlich aber in allen hitzigen Krankheiten. Man kann darinn baden, es trinken, auch auf sich rinnen und fallen lassen, wobei man aber das Haupt mit einem Bausch bedecken muß. Hierauf gibt er Bad-

regeln (zwei bis fünf Wochen soll man das Baden fortsetzen, das Ende des Frühlings oder der Anfang des Herbsts sey am besten dazu, die Tageszeit früh Morgens und Abends), und wie man sich mit dem Essen und bei allerlei Unpäßlichkeiten und Anfällen, die einem zustoßen könnten, benehmen soll.

Diese Schrift muß schnell großen Beifall erlangt haben, denn noch im nemlichen Jahre erschien ein Auszug davon zum Nutzen der Laien in teutscher Sprache (Ain nützlichs Büchlin von dem Wildbad, gelegen im Fürstenthum Wirtenberg, gemacht von dem berühmten Doctor Johann Mechinger 1513. 4.)

Widmann hinterließ zwei Söhne, welche beide in Tübingen die Rechtsgelehrsamkeit studirten, eine Zeitlang in Italien sich aufhielten und 1506 Doktoren beider Rechte wurden. Der ältere, Beatus, (geboren 1479) wurde wirtenbergischer Rath, tratt später (1519) in die Dienste des Königs Ferdinand, und starb den 13. August 1531 als Kanzler von Tyrol. Er schrieb sich, wie sein Bruder, Widmann von Mechingen, besaß auch Kirchentellinsfurt, welches 1595 einer seiner Nachkommen, Johann Christoph, um 14,300 Gulden an den Herzog Friderich von Wirtenberg verkaufte.

Der jüngere Bruder, Ambrosius, (geboren 1482) muß sich ebenfalls frühe ausgezeichnet haben, denn schon im Jahre 1509, als der schwäbische Kreis zum Kammergericht in Speier einen Beisitzer zu ernennen hatte, ward er dazu gewählt, und da im Januar 1510 der Kanzler und Propst zu Tübingen, Johann Vergenhans starb, schlug ihn Herzog Ulrich dem Papste zu dessen Nachfolger vor, wozu freilich Widmanns Schwager, der, damals viel geltende, Kanzler Lamparter, nicht wenig beigetragen haben mag.

Auf die Nachricht hievon ließ Widmann sich noch im nemlichen Monate vom Bischoff von Worms die Tonsur, und nachher auch die niedern Weihen geben, 1511 wurde er Subdiakon, dann Diakon, und am 3. Julius dieses Jahres endlich Priester. Indeß war von Rom die Bestätigung seiner neuen Würde gekommen, und nun, nachdem er noch einige Zeit beim Kammergericht anwesend gewesen war, hierauf aber seine Stelle seinem Bruder abgetretten hatte, der sie bis 1519 bekleidete, nahm er seinen Wohnsitz zu Tübingen. Für den Eifer, womit er sein Amt versah, wurde er auch mit einem Kanonikat (1517) und einer Domherrnstelle zu Augsburg (1520) und mit der Würde eines Archidiakons zu Basel (1527) belehnt.

Ungestört blieb er in seiner Würde während der östreichischen Herrschaft in Wirtenberg, nun aber eroberte im Jahre 1534 dessen angestammter Herrscher, Ulrich, das Herzogthum wieder, und begann,

nicht nur im Lande, sondern auch auf der Hochschule die Reformation einzuführen.

Ambrosius Widmann war hiemit gar nicht zufrieden, denn er hegte einen großen Haß gegen die neue Lehre, und hatte diesen schon bei mehreren Gelegenheiten geäußert. Als 1527 Jakob Jonas vom König Ferdinand zum Professor der griechischen und hebräischen Sprache ernannt wurde, wollte er ihn sein Amt blos deßwegen nicht antretten lassen, weil er zu Wittenberg, dem Hauptsitze der Kezerei, studirt habe. Doch die philosophische Fakultät klagte, die östreichische Regierung gebot die Einsetzung des Jonas und der Kanzler mußte nachgeben. Auch im Jahre 1531 tratt er bei dieser Regierung mit dem Vorschlage auf, es sollte der Prediger Schradin zu Kirchtellinsfurt, weil er kurz vor seinem Tode noch lutherische Meinungen geäußert habe, nicht in geweihter Erde begraben werden, was aber zu Stuttgart ebenfalls verworfen wurde.

Desto starrsinniger bewieß er sich nun auch gegen seinen neuen Landesfürsten, da keine Vorstellungen von ihm fruchten wollten, entwich er den 12. Julius 1535 von Tübingen und begab sich nach Rotenburg.

Der Herzog sowohl als die Hochschule geriethen darüber in große Verlegenheit, denn dem Kanzler stand das Recht zu, die akademischen Würden, welche die einzelnen Fakultäten ertheilten, zu bestätigen, und ohne seine Erlaubniß durfte keine derselben ertheilt werden. Er hätte diese Erlaubniß zwar von Rotenburg aus ertheilen können, allein er wollte dieß nicht anders thun, als aus päpstlicher, apostolischer Autorität, und diese wollte man in Tübingen jezt nicht mehr anerkennen.

Nun gab es damals freilich hier manche Leute, welche meinten, man brauche jene Würden so wenig, als die päpstliche Autorität, und so könne man den katholischen Kanzler wohl entbehren, aber die Mehrzahl der akademischen Lehrer war doch anderer Meinung, namentlich Johann Brenz, wie schon früher erzählt wurde, indem er den gelehrten mit dem Krieger-Stande verglich, und anführte, damit bei Ertheilung jener Würden Alles rechtlich und unpartheiisch zugehe, sey der Kanzler als Aufseher und Schäzer angestellt.

Ulrich, der sonst so rasch zufuhr, und wo es anders nicht gehen wollte, gern den Knoten zerhieb, ließ nun wirklich Unterhandlungen mit dem entwichenen Kanzler eröffnen. Dieser aber zeigte sich dabei sehr halsstarrig. Da er finde, so lautete seine Erklärung, daß er zu Tübingen sein Amt nicht führen könne, wie er dazu verpflichtet sey, so wolle sein Gewissen und seine Nothdurft erfordern, daß er an einen Ort gehe, wo er sein Leben bei der alten Religion beschließen könne. Er stellte dem Herzog anheim, was ihm dieser während seiner Abwesenheit von seinem Einkommen geben wolle, seine Titel, Rechte

und Gerechtigkeiten aber, sammt allem Zugehör, behalte er sich vor, weil allein der Pabst das Recht habe, ihm diese zu nehmen.

Der Herzog schickte nun Konrad Thumb von Neuburg und Georg von Anweil zu ihm, um ihn zu bewegen, daß er gegen ein jährliches Leibgeding die Kanzlerwürde abtrette, aber Widmann wollte sich hiezu nicht verstehen. Ulrich hätte jetzt gern den Widerspenstigen geradezu seiner Stelle entsetzt, aber der akademische Senat sträubte sich dagegen. Da die beharrliche Weigerung des Kanzlers eine große Störung auf der Hochschule verursache, bat er, so möchte doch der Herzog diesen wieder nach Tübingen zu bringen suchen, oder gestatten, daß der Senat selbst mit ihm unterhandle. Das letztere bewilligte Ulrich, aber die akademischen Abgeordneten erhielten keine bessere Antwort als früher die Gesandten des Herzogs. Nun ließ man den Kanzler bei seinem Eid erfordern, sich zu stellen, er blieb bei seiner Weigerung, denn, obwohl er, der Hochschule geschworen habe, so sey er doch dem Papst noch höher verpflichtet, und in den Verhältnissen der Hochschule zu diesem sey eine solche Veränderung vorgefallen, daß er ohne Beschwerung seines Gewissens nicht zurückkehren könne. Der Herzog solle seinetwegen an den Papst schreiben, bei dem er die Sache auch befördern wolle, oder sich an den Kaiser wenden, daß dieser ihm erlaube, der Hochschule seine Gewalt zu übertragen.

Allein weder von dem Einen noch von dem Andern durfte man irgend einen glücklichen Erfolg hoffen, denn auch dem Kaiser sowohl als dem Papste mißfielen die Religions-Neuerungen in Wirtenberg aufs Höchste. Indeß aber kam der akademische Senat in immer größere Verlegenheit, denn seit dritthalb Jahren schon konnte keine akademische Würde mehr ertheilt, kein Magister und kein Doktor mehr erwählt werden, und der nachtheilige Einfluß, welchen dieß auf die Zahl der Studirenden äußerte, fieng schon an, merklich zu werden.

Man schlug nun zwar vor, die Würdenertheilung unter'm Vorbehalt der kaiserlichen Bestätigung vor sich gehen zu lassen, allein der akademische Senat protestirte dagegen, weil dieses Auskunftsmittel doch wenig helfen würde. Lieber versuchte er noch einmal den Weg gütlicher Unterhandlung, aber eben so fruchtlos als früher, und er mußte nun selbst gestehen, „mit einem so irrigen und ängstigen Manne sey Nichts auszurichten.“

Jetzt schickte man nach Wittenberg an Melanchthon (1538), um sich in dieser mißlichen Sache bei ihm Raths zu erholen. Dieser legte die Sache etlichen seiner Amtsgenossen aus der theologischen und juridischen Fakultät vor, denn diese letztern insgemein darüber zu befragen, schien ihm nicht räthlich, weil mehrere Mitglieder derselben noch allzufest an hergebrachten Rechten und Gewohnheiten hielten.

Es kamen von Wittenberg drei Bedenken, im ersten, von Luther und Bugenhagen, hieß es, zu Wittenberg werde die alte Sitte beibehalten, der Kanzler, der bei Hof lebe, übertrage seine Gewalt, wenn er nicht selbst zugegen seyn könne, einem andern. In Tübingen aber, wenn man sich nicht deßwegen an den Kaiser wenden wolle, dürfe der akademische Senat wohl die Gewalt des Kanzlers ausüben, denn diese gehöre ja doch zunächst der Hochschule an und sey dem Kanzler blos von ihr übertragen, wo aber dieser widerrechtlich entweiche, oder sein Amt zu verwalten sich weigere, dürfe sie es sich wohl wieder zueignen. Der Rechtslehrer Melchior Kling aber war in seinem Bedenken der Meinung, der Herzog dürfe wohl einen neuen Kanzler wählen, wenn der alte sich beharrlich weigere zu kommen, denn ihm stehe ja das Recht zu, die Stelle eines Propstes zu ersetzen, mit welcher die Kanzlers-Würde eng vereinigt sey.

Melanchthon selbst übersandte ein noch weitläufigeres Gutachten, worinn er zuerst zu erweisen suchte, daß die theologische Fakultät bei der genauen Verbindung der Kirche und Schule allerdings berechtigt sey, akademische Würden zu ertheilen, und ebenso, fährt er fort, sey es bei den übrigen Fakultäten, namentlich bei der philosophischen, da ihr Recht dazu ursprünglich von der weltlichen Obrigkeit herrühre und diese Würden für die, welche sie erlangten, eigentlich Nichts als Zeugnisse ihrer Fähigkeiten seyen. Im vorliegenden Falle müsse man überdieß auch noch bedenken, daß es die Pflicht der Obrigkeiten sey, die reine Lehre des Evangeliums und die Schulen, wo diese eingeführt sey, zu beschützen und zu erhalten.

Der akademische Senat zu Tübingen, welchem diese Bedenken zur Prüfung vorgelegt wurden, entschied sich für das von Kling, und nun ließ Ulrich den entwichenen Kanzler förmlich auffordern, nach Tübingen zurück zu kehren, wo nicht, so werde er gegen ihn verfahren, wie es ihm als Patron der Propstei gebühre und die gemeine Nothdurft es erfordre (d. 26. September 1538). Jetzt stutzte Widmann, und bat um Bedenkzeit, „man möchte ihn nicht übereilen, er wolle sich zuvor mit seinen Freunden berathen.“ Sie wurde ihm bewilligt, auch auf sein Begehren zweimal verlängert, als aber hierauf Nichts kam, als eine Schrift, voll der übertriebensten Bedingungen, so schickte Ulrich zu ihm, ließ ihm die Schlüssel und was er sonst noch von der Propstei und dem Kanzleramt habe, abfordern, und ernannte an seiner Stelle den Johann Beurlin zum Kanzler (November 1538.)

Vergebens protestirte Widmann dagegen, man achtete nicht darauf, und ertheilte die akademischen Würden wie zuvor. Allein nun mußte das leidige Interim auch in Tübingen eingeführt werden, Widmann bekam seine Stelle wieder, und weil daneben auch beim Kammergericht

und sonst Schwierigkeiten gemacht wurden, die durch Beurlin ertheilten akademischen Würden anzuerkennen, so ließ sich Herzog Christoph in neue Unterhandlungen mit Widmann ein. Aber auch jezt dauerte es lange, bis man zum Zwecke kam. Einmal wollte der Kanzler selbst wieder in Tübingen erscheinen, was man jedoch ablehnte, das andere Mal versprach er zwar seine Gewalt einem Stellvertretter zu ertheilen, jedoch stets nur für einen Fall. Herzog Christoph wurde ganz bös darüber und befahl die Würdenertheilungen wieder ohne Widmanns Einwilligung vorzunehmen, da gab dieser denn doch endlich nach, und stellte den 30. Dezember 1556 eine Urkunde aus, durch welche er, „da er Alters und Ungelegenheit halber unmöglich nach Tübingen zurückkehren könne," seine Gewalt dem Rektor und akademischen Senat übertrug, sich jedoch dabei seine Rechte und Gerichtsbarkeit vorbehielt.

So endigte dieser langwierige Streit, während dessen Widmann 1541 Kanonikus und gleich darauf Propst der Kollegial-Kirche Sankt Moriz in Ehingen bei Rothenburg geworden war, in welchem Amte er sich „seines Stiftes gar emsig annahm und da und dort viel Streitigkeiten beilegte." Er starb den 10. Junius 1561 in einem Alter von 80 Jahren, 5 Monaten und 6 Tagen.

Quellen: Handschriftliche Nachrichten, Schnurrers Erläuterungen der wirtenbergischen Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geschichte p. 333 ff. 378 ff. Zellers Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen p. 346 ff. G. D. Hoffmann Miscellanea historiae Universitatis Tubingensis, p. 7 ff. Camerarii, Vita Melanchthonis 1566. p. 163 ff. Für Joh. Widmann noch seine Schrift übers Wildbad, Eleß Landes- und Kultur-Geschichte, Thl. 3. p. 836 ff. Steinhofers Wirtenbergische Chronik, Thl. 3. p. 506. 537. 813.

Eberhard Friderich Freiherr von Gemmingen.

Das Geschlecht der Herrn von Gemmingen ist sehr alt, und durch viele im Frieden und Kriege ausgezeichneten Männer, welche daraus hervorgiengen, berühmt. Dietrich von Gemmingen und sein Bruder Wolfgang gehörten zu den ersten Beförderern der Reformation im Kraichgau, Philipp erhielt den Beinamen des Weisen (gest. 1571) und Reinhard, der Geschichtschreiber seiner Familie, des Gelehrten (gest. 1635).

Aus diesem Geschlechte nun stammte auch Eberhard Friderich von Gemmingen, geboren zu Heilbronn den 5. November 1726. Sein Vater Eberhard, Oberhofmeister der Herzoginn Johanne Elisabeth, Gemahlinn des Herzogs Eberhard Ludwig von Wirtenberg, und nach dessen frühem Tode seine Mutter ließen ihm eine sorgfältige Erziehung geben, und der fähige Knabe machte unter der Leitung geschickter Lehrer schnell große Fortschritte, besonders in der lateinischen Sprache, in welcher er noch im Alter sich so leicht und schön als im Deutschen ausdrückte. In der griechischen Sprache erhielt er weniger Unterricht, was er bis an seinen Tod sehr bedauerte, Französisch, Englisch und Italienisch lernte er erst später.

Zum Jüngling herangewachsen bezog er die Hochschule zu Tübingen, wo er die Rechtswissenschaft studirte und wo seine, durch kein Ereigniß gestörte, innige Freundschaft mit Huber begann. Neben seinem Hauptstudium trieb er auch Philosophie, und durchwanderte überhaupt das ganze Gebiet des Wissens, selbst die Kriegskunst nicht ausgeschlossen; denn er zeichnete Risse von Festungen und Lagern. Auch in gymnastischen Künsten vergaß er nicht sich zu üben, nur im Tanzen brachte er es nie weit, dagegen aber desto weiter in der Tonkunst. Von Tübingen gieng er nach Göttingen, wo er sich mit neuen Kenntnissen bereicherte und auch die Freundschaft seiner Lehrer sich erwarb; der große Haller stand bis zu seinem Tode im Briefwechsel mit ihm. Als Georg der Zweite, König von England, seine Erbstaaten besuchte, hatte Gemmingen ihn in einer öffentlichen Rede zu begrüßen,

und zog dabei die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich. Haller und Zachariä erweckten durch Beispiel und Aufmunterung den Dichtergeist in ihm. Nach einjährigem genuß- und gewinnreichem Aufenthalt in Göttingen, verließ er diese Hochschule, machte einige Reisen, wohnte 1745 der Kaiserkrönung in Frankfurt bei, und kehrte dann ins Vaterland zurück, wo er 1748 die Stelle eines Regierungsraths bekam.

Er that sich in diesem Amte sehr hervor, sein Fleiß war unermüdlich, mit seltenem Scharfsinn wußte er auch in den verwickeltsten Fällen den rechten Punkt herauszufinden und mit großer Klarheit darzustellen. Er gieng bei wichtigen Sachen immer auch in frühere Zeiten zurück, erzählte das Geschichtliche und baute darauf seine Vorschläge. Sein Styl war einfach, klar und erhob sich weit über den damals gewöhnlichen geschmacklosen, schleppenden und unverständlichen Kanzleistyl.

So zeichnete er sich bald unter seinen Amtsgenossen aus, aber er blieb dabei stets bescheiden, er ehrte die ältern derselben und suchte, wo er konnte, von ihnen zu lernen. Seine Talente blieben nicht unbemerkt, 1758 erhielt er den Geheimen-Raths-Titel und wurde Gehülfe des Regierungs-Präsidenten von Wallbronn, dem sein Alter die Last der Geschäfte zu schwer machte. Im Jahr 1762 aber rückte er in dessen Stelle ein, wurde wirklicher Geheimer-Rath, Lehenpropst, Vorstand des Wechselgerichts und der Kommerzien-Deputation, erhielt auch den herzoglichen großen Jagd-Orden.

In diesem wichtigen Posten, welchen er bis an seinen Tod, 24 Jahre lang, verwaltete, machte er sich um Wirtenberg sehr verdient; vergebens riefen fremde Fürsten ihn zu hohen Aemtern, er zog es vor, seinem Vaterlande, das er innig liebte, seine Dienste zu weihen. Ueber die ganze Behörde, welcher er vorstand, verbreitete er seinen Geist, den Geist der Ordnung, des Fleißes, der Unbestechlichkeit und Treue.

Niemals versäumte er, ohne dringende Noth, eine Sitzung, die Acten sah er jedesmal, ehe er sie ausgab, selbst durch, und vertheilte die vorkommenden Geschäfte so, daß jeder das erhielt, zu welchem er das vorzüglichste Geschick und die meisten Vorkenntnisse besaß. Sachen von großer Wichtigkeit bearbeitete er selbst, auch wenn an ihm gar nicht die Reihe war. Die Aufsätze seiner Räthe las er mit großer Aufmerksamkeit durch, und war nicht karg mit seinem Lobe, wenn sie es verdienten; denn auch dieß war sein Verdienst, fremde Verdienste zu schätzen und ans Licht zu stellen. Seinen Amtsgenossen begegnete er in der Sitzung, wie im Umgang, als Freund, und mußte er einmal einem einen Verweis geben, so that er es auf die schonendste, freundlichste Weise. Auch gegen die untergeordneten Diener nahm er nie-

mals die Miene eines Vorgesetzten an, nur Versäumniß der Pflicht oder Eigennutz und Bestechlichkeit konnten ihn, der jede, auch die kleinste, Gabe streng abwies, erzürnen. Er drang auf schnelle Entscheidung der vorliegenden Sachen, und weder dringende Geschäfte, noch angenehme Gesellschaft hinderten ihn, jedem Bittenden oder Klagenden sogleich Gehör zu geben. Sie kommen von fern, sagte er, wer kann ihnen die versäumte Zeit wieder ersetzen? Mir ists ein Augenblick, und sie sind getröstet, beruhigt oder zurecht gewiesen. Und doch war oft der Zudrang zu ihm so groß! Selbst noch wenn er schon in die Rathsversammlung gieng, fand er den Vorsaal, die Treppe und die Thüre seines Hauses von Hülfesuchenden besetzt, deren Schriften er mit unbeschreiblicher Leutseligkeit annahm, sogleich las und beantwortete. Oft mußte ihn der Hilfesuchende in die Kanzlei begleiten, da trug er selbst die Sache vor, sorgte für deren Ausfertigung und gab sie ihm noch in der nemlichen Stunde. Dadurch erwarb er sich aber auch beim Volke das gröste Zutrauen, dieses verband den Begriff von Wahrheit und Redlichkeit mit seinem Namen, und sein Ausspruch galt ihm für das höchste Recht. Dadurch erstickte er manche Klage in der Geburt und verhinderte manchen langwierigen, schweren Streit. Bescheiden im Versprechen seiner Hülfe, war er freigebig im Halten, und selbst die Weigerung wurde in seinem Munde durch Freundlichkeit versüßt.

Um der Kommerzien-Deputation recht vorstehen zu können, las er die vornehmsten Schriftsteller über Handlung und Gewerbe, und besprach sich gerne mit verständigen Kaufleuten. Handelsfreiheit war auch sein Grundsatz, Taxen, Privilegien, Zwang und Sperren haßte er, und war kein Freund von kostspieligen, ungewissen Versuchen, womit Projektenmacher und Abentheurer auch damals die Regierungen zu täuschen und Ehre und Geld zu gewinnen suchten. Den Ackerbau, in welchem er das Hauptgewerbe Wirtenbergs erkannte, begünstigte er auf jede Art, selbst zur Zeit der Theurung wollte er Nichts von Getreidesperre wissen. Mit Unwillen sah er die Mißbräuche der Handwerkszünfte, ihre Einmischung in die Wahlen neuer Bürger, ihre Tyrannei über die Orts-Obrigkeiten, ihren Haß gegen geschickte Fremdlinge, ihre Monopolien, ihre Auftreibungen und Empörungen, er wünschte allen Zunftzwang aufgehoben, aber das Uebel war zu alt und zu fest eingewurzelt, als daß er es hätte ausrotten können. Eben so wenig gelang es ihm, die Zahl der Feiertage zu vermindern, welche nur zu Müßiggang, Ausschweifungen und Unordnungen Anlaß geben. Doch wollte er, obwohl öfters dazu aufgefordert, kein Luxus-Gesetz geben, es schien ihm ein Eingriff in die Freiheit des Menschen, diesem Kleidung, Speise und Trank vorzumessen. Es war feste Ueberzeugung

bei ihm, daß die Ehre und Größe der Fürsten nur in der Wohlfarth ihrer Unterthanen bestehe, und daß kein getheiltes Interesse unter beiden Statt finde, und nach dieser Ueberzeugung handelte er auch. Aber eben so sehr war er davon überzeugt, daß es pflichtwidrig sey, Mißtrauen zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen zu erregen. Er hatte seinen Fürsten in den böhmischen Feldzug begleitet und das Schlachtfeld bei Kollin gesehen, darum liebte er den Frieden; er kannte die schrecklichen Folgen des Aufruhrs, darum war er für den Gehorsam, selbst wenn der Fürst die Gränzen seiner Gewalt überschritt. Daher haßte er auch die ungezähmte Frechheit der Presse, er war für eine gerechte und aufgeklärte Censur, und übte diese unpartheiisch aus, selbst auf die Gefahr hin, Unwillen dadurch zu erregen, wie es bei einem Prälaten der Fall war, dessen swedenborgischen Träumen und Visionen er die Erlaubniß zum Druck versagte. Die Auswanderung, damals eine, in Wirtenberg weit verbreitete, Krankheit begünstigte er nicht, aber er legte auch den Auswanderungslustigen keine Hindernisse in den Weg, er entließ gern Verschwender, Trunkenbolde und andre Unzufriedne, welche wilde Steppen ihrem schönen Vaterlande vorzogen. Er liebte die unbeschränkte Religionsfreiheit und die Aufklärung, aber nicht die Vermehrung der Halbgelehrten und ihrer unreifen Schriften und Thaten. Seine Pflicht erfüllte er ohne Rücksicht auf Ehre und Belohnung, und selbst der Undank, den er öfters erfuhr, machte ihn nicht läßiger darinn. Er sah streng auf unpartheiische Rechtspflege, er achtete die Gesetzbücher seines Vaterlandes hoch, und suchte sie unentstellt und ohne Glossen zu erhalten. Stark und öffentlich eiferte er gegen die Mißbräuche und Betrügereien in der Verwaltung der Staatsgelder, und wollte die Strafe darauf verstärkt wissen, aber das Uebel lag zu tief, sein Vorschlag kam nicht zur Ausführung.

So zeigte sich Gemmingen als Staatsmann, Gelehrter war er im ächten Sinne des Worts, seine in der Jugend gesammelten Kenntnisse suchte er fortwährend zu vermehren, er ließ sich stets die besten der neuerscheinenden Werke vorlesen, da durch eine frühere Augenkrankheit seine Augen sehr reizbar geworden waren, und dazwischen hinein wurde auch das Lesen irgend eines lateinischen Klassikers oder eines älteren guten Werkes wiederholt, und dieser Beschäftigung jede Zeit, welche Beruf und nöthige Erholung nicht wegnahmen, gewidmet, seine Bibliothek war zwar nicht gar groß, aber auserlesen, zum Gebrauch, nicht blos zum Prunk, bestimmt. Kein Theil der Literatur war ihm ganz unbekannt, Geschichte aber sein Lieblingsstudium, wobei sein vortreffliches Gedächtniß ihm sehr zu Statten kam. In der vaterländischen Geschichte war er das Orakel seines Kollegiums, und selbst den

Geschichtsforscher wußte er auf neue Entdeckungen oder Gesichtspunkte, die diesem entgangen waren, hinzuweisen.

Er war aber nicht nur der Freund der Wissenschaft, sondern auch ihrer Jünger, jeder brauchbare Gelehrte und Künstler fand einen Gönner an ihm, und viele hatten ihm ihr Glück und ihre Versorgung zu danken. In seinem Urtheile über Bücher war er streng, ohne jedoch ungerecht zu seyn.

Als Schriftsteller tratt er vornemlich im Fache der Dichtkunst auf, manche andere Aufsätze von ihm, durch Styl und Inhalt der Bekanntmachung wohl auch werth, blieben ungedruckt. Zuerst kamen seine „Poetischen Blicke in das Landleben" heraus (Zürch 1752. 4.), welche Bodmer mit einer kleinen Vorrede begleitete, und welche ein sprechender Beweiß von des Verfassers Liebe zur Natur und ihren stillen Freuden sind. Alsdann erschienen seine „Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken" (Frankfurt und Leipzig 1753. 8.), welche später Zachariä, zum großen Verdruß des Verfassers, mit mehreren, von ihm verworfenen, Jugendschriften neu herausgab (Braunschweig 1769. 8.). Hier befinden sich Oden, Lieder und Fabeln, prosaische Aufsätze über Burkhard Waldis, den Fabeldichter, über das alte Siegeslied auf den fränkischen König Ludwig, und über den Zustand der Dichtkunst in Schwaben, nebst Briefen über mancherlei Gegenstände. Einige Gedichte von Gemmingen wurden auch in den göttingischen Musenalmanachen vom Jahre 1771 und 1774 aufgenommen und im Jahre 1784 die Rede, welche er vor dem König Georg dem Zweiten hielt, gedruckt. Viele Gedichte hatte er noch handschriftlich, aber er verbrannte sie vor seinem Tode, troz aller Bitten seines Freundes Huber, es waren Kinder trüber Stunden, ein Swiftscher Nachlaß. Er war gewohnt all seine Aufsätze, selbst Skizzen, mit dem Tage und Jahre zu bezeichnen, wo er sie niederschrieb.

Kühne Flüge des Geistes und der Einbildungskraft, sagt Küttner von ihn, entdecken sich in seinen Versen nicht, wohl aber edles Gefühl, Hang zur philosophischen Ruhe des Weisen, Heiterkeit des Geistes und warme Menschenliebe. Die stillen Freuden des Landlebens, der Freundschaft und der zärtlichen Geselligkeit, das Lob des Schöpfers und der Natur sind die Gegenstände seines Gesangs. Ungezwungen fließen seine Reime, selbst seine Prosa ist frei von Schlaffheit, Aufgedunsenheit und Künstelei. Ohne daß er als Dichter Figur machen wollte, wird doch unter den angenehmen Dichtern unsers Volkes forthin sein Namen genannt werden.

Auch in der Tonkunst zeichnete sich Gemmingen aus, und hiezu trug die hohe Blüthe der Musik am wirtenbergischen Hofe, wo damals ein Jomelli und andere ausgezeichnete Künstler sich aufhielten, nicht

wenig bei. Seine Lieblings-Instrumente waren das Klavier und die Violin, er spielte sie mit Fertigkeit und Geschmack. Auch setzte er selbst Arien, Sonette und Symphonien, von denen mehrere gestochen und von Kennern geschätzt wurden. Es fehlte ihnen weder an Melodie und Harmonie, noch an Ausdruck und Kraft der Natur, die meisten tragen den Charakter süßer Schwermuth und rühren das Herz, ohne das Ohr durch Schnirkel, die er haßte, zu bestechen und zu betrüben.

Auch die bildenden Künste, welche damals in Wirtenberg einheimisch zu werden begannen, liebte und schätzte er, die Maler Guibal und Harper waren seine Freunde, und gern versammelte er einen Kreis von Gelehrten, Künstlern und Kunstkennern um sich.

Als Mensch war Gemmingen religiös, rechtschaffen, offen, wahrhaft wohlthätig, uneigennützig, freundlich, gesellig, bescheiden, herablassend und ohne Stolz; seinen Adel schätzte er, wie jeder vernünftige Mann ein Erbstück von Werth schätzt, ob er sichs gleich bewußt ist, daß dessen Abgang ihn weder arm noch unglücklich macht. Ob wohl er viel Witz besaß, so spottete er doch nicht leicht, und geschah es, so traff sein Spott nur die Dummheit, den Stolz, den Aberglauben, die Thorheiten der Menschen, aber nie den Einzelnen. Die Gabe, eine Gesellschaft angenehm zu unterhalten, war ihm in hohem Grade eigen; er wählte aber zur Gesellschaft weder feierlich-ernsthafte, noch entzückte, weder schweigsame noch unmusikalische Menschen, am wenigsten Schmeichler und Kinder. Man tadelte an ihm, daß er oft in seinem Amte nicht genug Muth zeigte, und Einzelnen sein Ohr nicht ganz verstopfte.

Vermählt war er nie, doch nicht aus Haß gegen das weibliche Geschlecht, einmal schon nahe dem Altar, tratt er wieder zurück, er fürchtete seine Launen, die Folgen eines allzureizbaren Nervensystems, die Anforderungen des schönen Geschlechts und den Luxus, den sein Amt und Zeitalter nothwendig machten.

Dafür entschädigte ihn die Freundschaft, in welche sich alle Zärtlichkeit seiner Seele ergoß; und wen er einmal zum Freunde erwählt hatte, von dem ließ er nicht mehr, wie sein Verhältniß zu Huber am deutlichsten beweißt. Dieser Mann zog, da er es verweigerte in einen neuen Steuerplan zu willigen, sich die höchste Ungnade des Herzogs Karl zu und mußte dafür sogar mit Festungs-Arrest büßen. Selbst das Band der Freundschaft zwischen ihm und Gemmingen suchte Karl zu zerreissen; er könne ihn, schrieb er letzterem eigenhändig, nicht für seinen Freund halten, weil er mit seinem Feinde so vertraulich umgehe. Aber Gemmingen antwortete: Er sey mit den Pflichten gegen seinen Herrn zu gut bekannt, als daß er nicht auch ihre Gränzen

kennen sollte. Sein Privatleben liege außerhalb der Botmäßigkeit seiner Herrn, Feindschaft lasse sich ebensowenig befehlen als Freundschaft. Seine Freundschaft habe jetzt dreißig Jahre gedauert, und während dieser Zeit habe er Hubern nie anders als einen redlichen Mann gefunden.

Dieser verlebte auch einen großen Theil seiner spätern Tage bei Gemmingen. Wir hatten, schreibt er hievon, einerlei Studien, einerlei Lesung, eben denselben Geschmack an Wissenschaft, Kunst und Schönheit der Natur, einerlei schuldlose Vergnügungen. In jeder Wissenschaft und Weisheit übertraff er mich, aber nicht in der Liebe zum Vaterlande, in der Festigkeit des Muthes, nicht in der Heiterkeit der Freude und in der Zufriedenheit mit Gott und Menschen. Er horchte auf meine Gesänge, sein Namen glänzt vor allen meinen Liedern. Sie werden nicht alle sterben, jene nicht, die er gerne hörte. Er hatte Launen, sie waren mehr des Körpers als der Seele, oft war ich glücklich, ihm den Tag zu erheitern. Wir machten viele kleine Lustreisen miteinander, sie stärkten seine Gesundheit, seinen Muth, er lebte auf bei jeder Ansicht einer Schönheit der Natur. Wir fuhren spazieren mit einander, wir besuchten die heilsamen Wasser des Deinachs, daselbst haben wir die wilden Felsen mit Innschriften freundlich gemacht, sie sprechen unsre Freundschaft aus. 1) Traulich und lebhaft waren unsre Unterredungen, ihr Stoff unendlich mannigfaltig. Er war mein Lehrer und Meister im Schach, das er ausgezeichnet gut spielte. Er liebte die Schauspiele, nicht die Schauspielhäuser; seine Augen litten zu sehr von der Beleuchtung und sein Kopf vom Dunste großer Versammlungen, eine seiner Ursachen der Flucht vor den Festen des Hofs. Viele Stunden seiner Muße nahm der Briefwechsel. Er wurde keinem versagt, nicht dem Niedrigsten des Volkes. Was andern Arbeit ist, war ihm Erholung. Oft theilte ich dieß Vergnügen mit ihm und war seine zweite Hand. Seine Briefe, selbst die unbedeutendsten, charakterisirte eine Urbanität, eine dichterische Laune und eine gewisse Divinationskraft, die nur einem Manne eigen seyn können, bei welchem sich Umgang mit der feinen Welt, treffender Witz und Beurtheilungskraft so glücklich beisammen finden, wie bei Gemmingen.

Sein Haus war bequem und geschmackvoll eingerichtet, ohne über-

1) Eine Innschrift, die Gemmingen bei seinem letzten Aufenthalt in Deinach machte, ist folgende: Umbrosa vallis limpideque fons et garule amnis vosque amica nemora aeternum valete (schattiges Thal, klare Quelle, geschwätziger Strom und ihr freundlichen Wälder, lebt auf ewig wohl.)

flüssige Verschwendung, der Garten daran ungekünstelt. Den Hof belebte Geflügel, bisweilen auch zahmgemachtes Wild. Seine gewöhnliche Kleidung war einfach, große Gastmahle gab er selten, aber wenn es geschah, so wurden auch die verwöhntesten Gaumen befriedigt. Er liebte einen guten Tisch, um seiner und seiner Freunde willen, denn niemals speiste er ohne einen oder mehrere Gäste. Seine Bedienten behandelte er sehr menschenfreundlich, er bezahlte sie gut und sorgte für sie, auch wenn sie dienstuntüchtig wurden.

Eine seiner Hauptvergnügungen war die Jagd, doch nicht jene barbarische Lust, die sich im Hinmetzeln des von Garnen umstellten Wildes oder im Hetzen des unglücklichen Hirsches gefällt, sondern die ächte Waidmannskunst, bei der ihm seine Uebung im Schießen sehr zu Statten kam. Oft blieb es auch blos beim Besuch der schattigen Wälder, und statt des Feuergewehrs wurde ein ausgezeichnetes Buch zur Hand genommen, auch ließ er sich, während er aufs Wild lauschte, vorlesen.

Sein Aeußeres war einnehmend, eine hohe Gestalt, ein schönes Ebenmaaß des Leibes, eine freie offene Stirne, und ein freundliches Auge. Sein wohlgebauter, abgehärteter Körper, schien ihm ein langes Leben zu versprechen, auch war er wirklich in früheren Jahren selten krank. Aber mit dem Alter nahmen Schwermuth und Reizbarkeit der Nerven, ein Erbtheil von seiner Mutter, immer mehr bei ihm zu, und wurden Veranlassung zu anhaltender Kränklichkeit. Fürchterliche Krämpfe, vom gehemmten Umlauf des Blutes im Unterleib herrührend, quälten ihn in den letzten drei Jahren, und endlich wurde sein Zustand ein Gemische von Uebeln, eine Krankheit, welche keinen Namen hatte, die Verzweiflung der Aerzte. Die Schmerzen kamen häufiger und wurden immer drohender. Da ward sein Himmel trüber, die Welt schwarz und ein grauer Nebel lag ihm auf der Menschheit.

Am 18. Januar 1791 war er in seinem gewöhnlichen freundschaftlichen Zirkel auf der Post, da überfiel ihn plötzlich sein Leiden, er verließ die Gesellschaft mit den Worten: Die Barmherzigkeit Gottes sey über mir! ließ sich nach Hause tragen, und kämpfte die Nacht über, sowie den nächsten Vormittag mit seinen Schmerzen. Nachmittags wichen diese, er fragte nach einem Buch. Soll ich etwas lesen? sprach Huber, der bei ihm war, er schwieg. Nach einer Weile sagte er, du dauerst mich, Freund! dann schwieg er wieder. Huber wollte, er möchte aufstehen und sich ankleiden lassen, aber er war zu schwach. Freund, sprach er zu Huber, mir ist wohl, aber Lebwohl, gewiß auf Wiedersehen! Dann schlummerte er, erwachte wieder; fühle mich an, sagte er, des Freundes Hand drückend, wie kalt, wie kalt das ist!

Es wird besser, antwortete dieser. O Ja! im Grab! sprach Gemmingen, und bald darauf entschlummerte er. Sein Fürst und alle Patrioten beklagten seinen Tod, seine Leiche, statt sie, wie er wünschte, auf den Kirchhof zu begraben 2), wurde in das Erbbegräbniß seiner Familie nach Bürg geführt. Seinem Freunde Huber vermachte er ein reiches Kapital, seine Bibliothek, seine Handschriften, Gemälde und musikalische Instrumente, jeder seiner vier Bedienten erhielt 1250, jede der drei Mägde 500 Gulden, auch machte er eine Stiftung von 3000 Gulden für arme Blinde.

Quellen: Materialien zu einem Denkmal E. Fr. v. G. von Hofrath Kazner. Frankfurt 1791. 8. Denkmal E. Fr. v. G. von Huber. Stuttgart 1793. 4. (Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791. Bd. 2. p. 432 ff. Auf das Jahr 1792. Bd. 2. S. 358 ff.) Küttners Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. S. 336 ff. Etwas von meinem Lebenslaufe, von Huber. p. 133 u. a. O.

---

2) Er machte sich auf diesen Fall selbst die Grabschrift: Salvete ossa vicina, cujuscunque sitis! Juxta requiescam placide, vivens enim amicus eram vicino omni. (Seyd gegrüßt, benachbarte Gebeine, wem ihr auch angehört, ruhig werd ich neben euch schlafen, denn lebend war ich jedes Nachbars Freund.)

Johann Georg Gmelin.

Gmelin stammte aus einer Familie, welche Wirtenberg sowohl als dem Auslande schon mehrere tüchtigen Männer geliefert hat. Sein Vater, Apotheker zu Tübingen, wo Gmelin den 12. August 1709 geboren wurde, war ein trefflicher Chemiker und guter Naturkundiger, der auch seinem Sohne frühzeitig die Liebe zu diesen Wissenschaften einflößte, so daß dieser bei einem, auch in andern Fächern sorgfältigen, Unterricht schon 1722 die akademischen Studien in seiner Vaterstadt beginnen konnte.

Er eröffnete diese mit der Philosophie, in welcher er einen Bilfinger, Maichel, Creiling und Hagmaier zu Lehrern hatte. Bald aber wandte er sich zur Arzneikunde, worinn Elias Cammerer, Mauchart und Duvernoy ihn unterrichteten, und schrieb 1725 seine erste academische Abhandlung (De glandula mesenterii actione in chylum retardativa), die zweite aber 1727 (Examen acidularum Deinacensium atque spiritus vitrioli volatilis ejusdemque phlegmatis, per reagentia), durch welche er die Würde eines Licentiaten in der Arzneikunde erlangte.

Jetzt, nach Vollendung seiner Studien, faßte er den Entschluß, nach Petersburg zu gehen, wo schon mehrere seiner Landsleute, Bilfinger, Kraft, Maier, Weitbrecht, Gros und Duvernoy, den wirtenbergischen Namen berühmt gemacht hatten. Er reiste auch sogleich ab, besuchte unterwegs die vornehmsten teutschen Hochschulen und andere ansehnlichen Städte, wo er überall durch Besichtigung der Naturalien- und Kunstsammlungen, der botanischen Gärten u. s. w., seine Kenntnisse zu erweitern suchte, und kam den 30. August 1727 zu Petersburg an.

Bei seinen, dort sich aufhaltenden, Landsleuten fand er die freundschaftlichste Aufnahme, und erwarb sich durch das Geschenk einer Sammlung würtenbergischer Mineralien an die Kaiserliche Academie der Wissenschaften auch die Gunst des Präsidenten derselben, welcher seine Zwecke

nicht wenig förderte. Denn als er nun im Jahre 1729 wieder nach Haus zurück wollte, wo ihm die medizinische Doktorswürde 1727 aus freiem Antrieb von der Hochschule ertheilt worden war, so bot ihm der Präsident eine Stelle als Professor der Chemie und Naturgeschichte an, welche er auch nicht ausschlug, sondern in Petersburg blieb, und daselbst als Lehrer und Arzt gleich glücklich wirkte, auch die Jahrbücher der Akademie mit mancher trefflichen Abhandlung bereicherte.

Da beschloß im Jahre 1733 die Kaiserinn Anna Sibirien genauer untersuchen zu lassen, und unter den, hiezu bestimmten, Gelehrten war auch Gmelin, welcher dabei das Fach der Naturwissenschaften erhielt, während Müller die Geschichte, de l'Isle die Geographie dieses ungeheuern, damals noch ganz unbekannten, Landstriches untersuchen sollten. Ihr Gefolge bestand aus 6 Studirenden, 2 Jägern, 2 Bergleuten, 4 Landmessern und 14 Soldaten.

Den 19. August 1733 tratten sie ihre Reise an und begannen in Kasan ihre Beobachtungen, worauf sie nach Tobolsk zogen, um sich hier den Winter über zur weitern Reise vorzubereiten. Mit Anbruch des Frühlings giengen sie zu Schiffe, fuhren den Irtisch hinauf, bis zu den Wohnsitzen der räuberischen Kirgisen, worauf sie sich gegen den Oby und Tomfluß wandten. In dieser, damals wegen der räuberischen Einfälle der Kirgisen und Kalmucken, noch sehr menschenleeren, Gegend forschte Gmelin eifrig nach Pflanzen, und untersuchte damals auch die Bergwerke des Altai-Gebirges. Den Winter benutzte er um seine gesammelten Schätze und seine gemachten Beobachtungen in Ordnung zu bringen, und hierauf gieng er im Frühling 1735 nach dem Jeniseistrom und von da immer ostwärts nach Irkuzk, zum Baikalsee und an die chinesische Gränze, nach Kiächta und Nertschinsk. Diese ganze weite Landschaft wurde genau untersucht, und nicht geringe Ausbeute gefunden. Den Winter brachte die Gesellschaft in Irkuzk zu, und reiste dann im Frühjahr 1736 nach Jakuzk, wo aber eine Feuersbrunst den größten Theil der Sammlungen und Instrumente Gmelins zerstörte. Doch dieser, dadurch nicht entmuthigt, suchte mit verdoppeltem Fleiße das Verlorene zu ersetzen; und der Sommer 1737 wurde zur Untersuchung der Gegenden um den Lenastrom verwendet. Im Jahre 1738 kehrten die Reisenden nach Jeniseisk zurück, schifften im Sommer 1739 nordwärts nach Turuschansk, reisten von da nach Krasnojarsk, besuchten die Bergwerke des Altai, und hielten sich in jener Stadt und ihrer Umgegend bis 1740 auf. Von hier gieng es nach Tomsk, hierauf nach Tobolsk, in das Land der Baschkiren am Uralfluß, in die Bergwerke des Ural-Gebirges, und hierauf tratt die Gesellschaft ihre Rückreise an, und erreichte den 28. Februar, nach zehenthalbjähriger Abwesenheit, Petersburg glücklich und wohlbehalten wieder.

Nun beschäftigte sich Gmelin damit, die Früchte dieser Reise dem Publikum mitzutheilen, und so entstand sein Werk über die Pflanzenkunde Sibiriens (Flora Sibirica, 4 Thle. Petersburg 1747 ff., 1770 mit 298 Kupfern), welches seinen Ruhm für immer begründete. Auch stiftete er seinem Freunde und Reisegenossen Steller, dem Beschreiber Kamtschatkas, welcher auf der Rückreise aus dieser Halbinsel erfror, ein Denkmal (Leben Georg Wilhelm Stellers, worinn die bisher bekannt gemachten Nachrichten von desselben Reisen, Entdeckungen und Tode theils widerlegt, theils ergänzt und verbessert werden) und gab später noch eine Beschreibung seiner Reise nach Sibirien heraus (Göttingen. 1751. 4 Thle. 8.)

Jetzt aber erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterlande, er begehrte und erhielt die Erlaubniß auf ein Jahr hieher zurückzukehren, tratt den 5. August 1747 seine Rückreise an, und kam den 4ten November nach Tübingen, wo er 1749, nachdem er seine Entlassung in Petersburg erlangt hatte, Professor der Botanik und Chemie wurde, und 1755 starb. Seine Naturaliensammlung kam nach seinem Tode nach Peterburg.

Gmelin besaß eine umfassende Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Kenntnisse, eine nicht leicht zu erschütternde Ruhe, und einen offenen, aufrichtigen Sinn. In Tübingen verfaßte er, während der kurzen Zeit seines dortigen Lehramts noch manche Abhandlungen, von welchen die über den Rhabarber (1754) die besten Nachrichten von dieser, als Handels-Artikel wichtigen, Pflanze, an Ort und Stelle zu Kiächta geschöpft, enthält, und worinn er diese Pflanze, wie in einem andern Aufsatze die Chinarinde (1754) auch aus dem medizinisch-praktischen Gesichtspunkte betrachtete. Auch über den Kaffee (1752), über das Fieber (1752) und den Pulsschlag (1753) schrieb er schätzbare Abhandlungen. Aufsätze physikalischen Innhalts von ihm enthalten die Jahrbücher der Petersburger Akademie.

Quellen: Kurze Nachricht von dem Leben und Reisen Hrn. D. Joh. G. Gmelins, Göttingen. 1749. 8. Böcks Geschichte der Universität zu Tübingen, p. 195 ff. Eisenbachs Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen, p. 323 ff.

Gregorius Lamparter.

Hundert Jahre vor Matthäus Enzlin erblicken wir an der Spitze der wirtenbergischen Regierung einen Mann, welcher gleich ihm, durch seine Rathschläge und Thaten den Haß des Landes auf sich zog, aber glücklicher und wohl auch listiger als er, sich der Strafe dafür zu entziehen wußte.

Dieß war Gregorius Lamparter, aus einer Patrizier-Familie zu Biberach herstammend 1), wo er 1463 geboren wurde. Er empfieng den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, besuchte mehrere teutschen Hochschulen, wo er mit großem Eifer und Fleiße die Rechtswissenschaft studirte, wurde 1477 in Tübingen Baccalaureus, erlangte 2 Jahre später hier die Magisterwürde, wurde dann Licentiat und zuletzt Doktor beider Rechte und Professor derselben auf der genannten Hochschule.

Hier lernte Graf Eberhard im Bart ihn kennen, und sey es nun, daß er die praktische Tüchtigkeit des Mannes selbst erkannte, oder daß ihn Vergenhans, oder sonst einer seiner Freunde, auf den Professor der Rechtskunde aufmerksam machte, er nahm ihn in seine Dienste, um ihm „zu rathen und zu reden wider männiglich, die Stadt Augsburg ausgenommen, und seines Hofes zu warten mit 2 Pferden, wofür er Futter, Stallmiethe, Beschlag und Sattelgeld, einen Schlaftrunk, ein Hofkleid und 150 Gulden Sold erhielt. Brauchte der Graf ihn außer seinem Hof, so geschahs auf des letztern Kosten, Pferd und Schaden wurden ihm ersetzt. Er durfte, ohne Eberhards Erlaubniß, Niemand rathen, seiner Familie ausgenommen, seine Güter, bis auf den Werth von 2000 Gulden waren steuerfrei, eben so die seiner Gattinn, wenn

1) Auch in Augsburg, Eßlingen und andern Reichsstädten gab es Familien dieses Namens, sie schreiben sich her aus der Zeit, wo die schwäbischen Reichsstädte noch starken Handel mit Ober-Italien, der Lombardei, trieben, da bekamen Handelsleute, die dahin handelten, oder, daher stammend, sich in den Städten niederließen, den Beinamen der Lamparter (Lombarder), der, wie auch in manchen andern Fällen, Familien-Namen wurde.

er sich verheirathete, auch erhielt er das Recht des freien Zugs" (d. 30. November 1491).

So verließ Lamparter, gleich Enzlin, die akademische Laufbahn und tratt in die politische ein, in welcher er sich, gleich diesem, bekannt machen sollte. Von nun an blieb er unter Eberhards Räthen, welchen er 1495 auch auf den Reichstag zu Worms begleitete, wo der Graf den Herzogs-Hut erhielt, er erlangte die Kanzlerwürde, und verstand schon damals, sein Vermögen zu vergrößern, 1496 erwarb er vom Kloster Adelberg um 1000 Gulden dessen Güter und Gefälle zu Zell bei Eßlingen.

Aber seine glanz- und gewinnreichste Periode begann erst nach Herzog Eberhard des Ersten Tode. Denn nun gelangte zur Regierung dessen Vetter, Eberhard der Jüngere, welcher, um die Staats-Verwaltung wenig bekümmert, sich mit Jagen, Reiten, Turnieren und anderer Kurzweil die Zeit vertrieb. Das wäre übrigens noch angegangen, die Räthe des vorigen Herzogs hätten ihn treiben lassen, was er wollte, allein nun fieng er auch allerlei Neuerungen an, er schenkte sein Zutrauen übelberüchtigten Menschen, und achtete die alten Räthe und die Landschaft nicht, welche doch von Rechtswegen, durch den Eßlinger Vertrag, ein gewichtiges Wort bei der Regierung mitzusprechen hatten.

Darum vereinigten sich nun diese zu seinem Sturze, und Eberhards unbesonnener Leichtsinn, sein gänzlicher Mangel an Kraft, erleichterten ihnen ihr Beginnen, der Herzog mußte förmlich, sogar mit der Zustimmung des Kaisers, der Regierung entsagen (d. 10. Junius 1498), und da sein Nachfolger, der junge Herzog Ulrich, erst eilf Jahre alt war, wurde bis zu dessen Mündigkeit, ein Regiments-Rath eingesetzt, an dessen Spitze der Landhofmeister, Wolfgang von Fürstenberg und der Kanzler Lamparter, der „mit 2 Pferden und drei einspännigen Knechten" bei Hof seyn sollte, standen. Nächst ihnen war Konrad Thumb von Neuburg der einflußreichste unter den Räthen, alle aber beherrschte durch seine Schlangenklugheit, Gewandtheit und Macht der Beredtsamkeit Gregorius Lamparter.

Am 25. Julius 1501 ließ er sich seinen Dienstkontrakt auf 5 Jahre erneuern, daß er sollte „dem Herzog Ulrich in eigenen und bürgerlichen Sachen warten und rathen wider Männiglich, die Stadt Augsburg und seine Familie ausgenommen, auch sich überall in Teutschland zu Geschäften von ihm brauchen lassen, wo nicht Krieg oder Pest wütheten." Dafür erhielt er als Besoldung 200 Gulden, 10 Scheffel Roggen, 30 Scheffel Dinkel, 30 Scheffel Haber, 6 Eimer Wein, Heu und Stroh, je ein Fuder, wo er es im Lande begehren würde, ohne alle seine Kosten, dazu ferner den fünften Theil dessen, was in der Kanzlei fiel

ein „gut Neujahr", eine Behausung, Holz, Beschlag- und Sattelgeld, Lichter, Nägel und Eisen, Stallmiethe oder Heu und Stroh dafür, Schlaftrunk, Sommer- und Winter-Kleider für sich und seine Knechte, auch Schadenersatz, wenn er verschickt würde. Nach 5 Jahren stand es ihm, oder dem Herzog und dessen Erben frei, die Dienste aufzukündigen, dann aber, oder wenn Krankheit ihn Dienstunfähig machen würden, behielt er die Hälfte seines Gehalts. Auch die Steuerfreiheit für ihn und die Seinigen wurde erneut, und ihm zugesagt, daß, wenn er in den geistlichen Stand tretten wollte, der Kontrakt ungültig seyn sollte. Doch war Lamparter damals schon geraume Zeit verheirathet (wahrscheinlich seit 1491 oder 1492) mit einer Tochter des wirtenbergischen Leibarztes, Johann Widmann, und hatte 2 Söhne, Johann und Gregor, welche 1509 die Hochschule bezogen.

Es gieng nun so arg her als zuvor, Thumb, Lamparter und neben ihnen der Landschreiber Heinrich Lorcher waren die eigentlichen Herrscher, sie besezten und vertheilten die Aemter nach Willkühr, und zogen viel Fremde ins Land, weil sie dadurch ihren Anhang zu vermehren, ihre Macht zu befestigen hofften. Gegen den klaren Buchstaben der Regiments-Ordnung gaben sie die geistlichen Pfründen nicht „tapfern, frommen, ehrbaren, gottesfürchtigen und gelehrten Personen", sondern ihren Anverwandten und den Sängern des Herzogs, zu deren Unterhalt sie eben so gesetzwidrig die Einkünfte milder Stiftungen verwandten. Sie straften ohne vorhergegangenes Urtheil und Recht, ließen zu Stuttgart etlich Bürger enthaupten, in Urach einigen die Augen ausstechen, andere nach Asperg zu lebenslänglicher Gefangenschaft führen. In der Kanzlei herrschte die gröste Unordnung, die Geschäfte schob man auf oder ließ sie gar liegen, ohne Geld konnte man hier, selbst beim offenbarsten Recht, Nichts ausrichten, willkührlich veränderten die Gewalthaber die von der ganzen Behörde gefaßten Beschlüsse und erließen auch eigenmächtige Befehle ins Land. Nicht besser sahs bei den Landbeamten aus, gleiche Eigenmächtigkeit, gleicher Eigennutz, gleiche Untreue und Saumseligkeit in der Amtsführung; die Unterthanen wurden mit Uebermuth behandelt, bedrückt und auf jede mögliche Art Geld von ihnen erpreßt. Den Orts-Obrigkeiten entriß man das Recht, die Gemeinde-Aemter selbst zu besetzen, man gab sie Kreaturen der Gewalthaber oder verkaufte sie an den Meistbietenden. Da die Hofbedienten, die Forst- und Jagd-Leute sich den Frohnen entzogen, die doch immer zahlreicher wurden, so fiel deren Last um so schwerer aufs Volk, dem überdieß die unmäßige Jaglust des Herzogs an Leib und Gut Schaden that, und welches mit Steuern und Abgaben immer mehr bedrückt wurde.

Denn Geld wollten die Gewalthaber und ihr Anhang, Geld der

junge Herzog zu seiner üppigen, verschwenderischen Hofhaltung, für seine Jäger, Pferde und Hunde, zu seinen kostbaren Festen und Reisen, und um sich den Kaiser geneigt zu erhalten, mußte man sich mit den Beisteuern für diesen über die Gebühr angreifen.

So wollte es endlich nirgends mehr langen, das Kammergut kam in Zerrüttung, Prälaten und Landstände weigerten sich mehr zu zahlen und das Volk murrte über die schweren ihm aufgelegten Lasten. Aber Ulrich, der indeß (1503) vom Kaiser für volljährig erklärt worden war, damit nur die Gewalthaber von der lästigen Mitregentschaft der Prälaten und Stände im Regiments-Rath befreit würden, kümmerte sich wenig um den Verfall des Kammerguts, um die Unzufriedenheit der Landschaft und das Murren des Volks.

Da brach 1514, als eine neue Schatzung eingeführt werden sollte, der Lärmen los, und bald verbreitete sich der Aufruhr des armen Konrads von Remsthal aus über den grösten Theil des Landes, und Lamparter, Thumb und Lorcher vornemlich waren es, welche die allgemeine Stimme als die Haupt-Urheber all der verderblichen Neuerungen, als die schädlichsten Feinde des Landes bezeichnete.

Diese erschracken und baten den Kaiser um Schutz, auch Ulrich nahm zu diesem seine Zuflucht, denn die Gefahr war groß, selbst der, in dieser Noth vom Herzog mit der Landschaft abgeschlossene, Tübinger Vertrag (d. 8. Julius 1514) wollte die erhitzten Gemüther nicht beruhigen. Erst als ein stattliches Heer, aus Söldnern, Lehensleuten und dem Aufgebot der getreuen Aemter bestehend, gegen sie zog, bequemten sich die Bauern im Remsthal zur Niederlegung der Waffen. Als Lamparter ihnen in des Herzogs Namen erklärte, dieser wolle Gnade für strenges Recht ergehen lassen, wenn sie sich daher der Strafe, die man ihnen auferlegen würde, zu unterwerfen entschlossen seien, so sollten sie es durch ihr Jawort bekräftigen, so sprachen alle mit lauter Stimme und aufgehobenen Fingern Ja!

So glücklich nun auch Lamparter und seine Genossen dießmal durchgekommen waren, so fürchteten sie doch, es möchte ihnen, wenn sie nicht bei der Landschaft und beim Volke einen bessern Ruf erwerben könnten, einmal noch übel ergehen, und uneingedenk dessen, daß Ulrich sie noch vor Kurzem erst gegen die Stände in Schutz genommen und entschuldigt hatte, suchten sie die Schuld aller Unordnungen und all des Unwesens auf ihn zu schieben.

Bei einer Zusammenkunft in Urach, zu Anfang des Jahres 1515, wobei neben Thumb und Lamparter sich auch der Haushofmeister Philipp von Nippenburg, der Hofmeister der Herzoginn Sabine, Dietrich von Westerstetten, Dietrich Späth u. s. w. befanden, um, auf Ulrichs Geheiß, sich über den gefährlichen Zustand des Landes zu besprechen,

wurde eine lange Schrift verfaßt, worinn alles Unglück Wirtenbergs den unüberlegten Begierden des Herzogs zugeschrieben ward. Er sollte, hieß es, seine Leidenschaften bezwingen, denn wenn er noch ferner in seinem eigenen Willen, so wie bisher fortfahre, so sey ein neuer Aufruhr zu fürchten, und der Herzog könnte wohl gar vom Lande kommen, und dieses an seinen jüngern Bruder fallen. Besser wäre, wenn er sich auf etlich Jahre mit ungefähr 30 Pferden an den kaiserlichen Hof begeben würde, um hier aufzuwarten, dann könnte er mit 30,000 Gulden jährlich auskommen, und man indeß die Schulden des Kammerguts abzahlen.

Diese Schrift las der Kanzler dem Herzog vor, und begleitete sie noch mit mehreren mündlichen Bemerkungen, aber sie machte auf diesen einen ganz andern Eindruck, als Lamparter und die Seinigen wohl erwartet haben mochten.

Ulrich erkannte nun deutlich, nach welchen Grundsätzen und aus welchen Rücksichten seine Räthe gehandelt hatten, nicht sein, sondern ihr Vortheil war das leitende Prinzip bei ihnen, sie wollten herrschen und darum ihn, der ihnen allgemach über den Kopf wuchs, verdrängen, ihm das Geschick des jüngern Eberhards bereiten und dann, wie früher, in seinem so nun in seines jüngern Bruders, Georg, Namen regieren.

Kein Wunder, wenn eine Abneigung gegen sie in Ulrichs Seele wurzelte, die endlich zum bittersten Hasse anwuchs. Wenn er sie auch ferner in Geschäften gebrauchte, so geschah dieß nur, weil er in der Schnelligkeit keine andern Räthe bekommen konnte, schon begann er sie zurückzusetzen, und Ambrosius Volland stieg empor, während sie sanken.

Desto eifriger aber arbeiteten sie nun auch daran, den Herzog der Regierung zu entsetzen und hiebei leistete ihnen Ulrichs ungestüme Hitze, die ihn zur schimpflichen Ermordung Johannes von Hutten trieb, trefflichen Vorschub. Denn, wollte Ulrich die, über ihn vom Kaiser verhängte, Acht wieder los werden, so mußte er einen, von Lamparter und seinen Genossen abgeschlossenen, Vertrag eingehen, welcher ihn auf 6 Jahre der Regierung beraubte (d. 18. October 1516).

Er that es auch, aber er hielt nicht, was er darinn versprochen, vielmehr brach nun sein Haß gegen die Räthe in volle Flammen aus, und furchtbar gedachte er sich an denen zu rächen, die ihn, wie er meinte, verrathen und preisgegeben hatten.

Mehrere fielen als Opfer seines Grimms, andere, bald genug den nahenden Sturm gewahrend, entflohen, unter ihnen war Lamparter, der längst, um einen sichern Hinterhalt zu haben, als Rath in Kaiserliche Dienste getretten war, und sich nun zum Kaiser Maximilian

begab (1517), wo er im Verein mit andern Flüchtlingen eifrig an des Herzogs Verderben arbeitete.

Dieser dagegen, welchem die Verhöre der von ihm eingesetzten Anhänger des Kanzlers über dessen verrätherisches Benehmen noch mehr Licht gegeben hatten, erhob schwere Klagen gegen denselben, namentlich nannte er ihn in einer gedruckten Verantwortung gegen das kaiserliche Ausschreiben wider ihn (d. 8. Januar 1519), nach der Aussage seines Mitschuldigen Konrad Breuning, den Anfänger und vorzüglichsten „Ursacher" der Verjagung Herzogs Eberhard des Jüngern, er warf ihm vor, daß er sich öffentlich gerühmt hätte, er habe einen Herrn von Wirtenberg vertrieben, und daß er dieß nicht, wie er vorgegeben, ihm, dem Herzog, zu lieb gethan habe, sondern daß während der Minderjährigkeit die Regierung in seiner Anhänger Händen bleibe, wodurch Ulrich in den grösten Schaden gekommen sey. Sobald daher er und seine Genossen gesehen hätten, daß er an Jahren zulege und selbst herrschen wolle, so hätten sie besorgt, ihr verkehrt bös Gemüth und Handlung möchte offenbar werden und sie dadurch ihre Gewalt verlieren, und deßwegen haben sie neue Praktiken angefangen und auch ihn zu verjagen unterstanden.

Aber Ulrichs Klagen fruchteten Nichts, und während er ins Elend wandern mußte, stieg Lamparter in der Gnade des Kaisers immer höher, er erhielt den Orden des goldenen Vließes, wurde östreichischer Kanzler und Geheimer Rath, und auch von Maximilians Nachfolger, Karl dem Fünften, in vielen und wichtigen Angelegenheiten gebraucht. Er war mit diesem 1521 auf den berühmten Wormser Reichstage, wo ihn sein Vetter, der teutsche Rechtsgelehrte Hieronymus Schurf, mit Luthers Lehre bekannt machte, und auch bei der Einrichtung der östreichischen Regierung in Wirtenberg wurde er gebraucht (1519). Er starb nach einer langwierigen Krankheit den 25. März 1523 in Nürnberg mit dem Ruhme eines talentvollen Staatsmannes, den viele Kenntnisse, große Thätigkeit und Gewandtheit auszeichneten, dessen öffentliches Leben aber Ehrgeiz, Eigennutz und Verrath an seinen Herrn befleckten. Die Grundsätze, die er befolgte, spricht schon sein Wahlspruch aus: Jeder Fürst muß zwei Narren haben, einen den er, den andern der ihn zum besten hat.

Einst hielt der französische Gesandte eine sehr zierliche lateinische Rede vor Philipp, Maximilians Sohne, da fuhr ihn der Graf von Hohenzollern mit den im schwäbischem Kehlentone ausgesprochnen Worten an: Domine Legate vos debetis iterum venire post carnis privium. Philipp, dem dieß auffiel, fragte: Was ist das für Latein? Lamparter antwortete, das sey Hechinger Latein, und als man ihm um eine nähere Erklärung bat, sagte er: Hechingen sey ein, den Grafen von Zollern zugehö-

riges, Städtchen, wo man sehr grobe Leinwand mache, und aus dieser sey auch des Grafen Latein gewoben. S. Cleß Kulturgeschichte, Thl. III. p. 730.

Quellen: Handschriftliche Nachrichten, Adami vitae Germanorum Juris consultorum et Politicorum. 1620. 8. p. 26. Crusius schwäbische Chronik, Thl. 2, p. 78, 113, 128, 140, 142, 149, 165, 169, 170, 181, 184. Sattler, Geschichte der Herzoge v. Wirtenberg. Thl. I. Gutscher, der Tübinger Vertrag. 1816. 8. [illegible]

1514 [illegible]

[illegible]

Sebastian Schärtlin von Burtenbach.

Mit der Erfindung und Einführung der Feuergewehre gieng eine neue Periode in der europäischen Kriegskunst an, jetzt wurde das Fußvolk wieder die Hauptstärke der Heere, und statt des Aufgebots der Lehensmannschaft gebrauchte man nun immer häufiger Soldtruppen in den Kriegen. Nächst den Schweizern die bekanntesten derselben sind die teutscher Landsknechte, welchen der berühmte Georg von Frundsberg ihre Vervollkommnung gab, und unter deren berühmteste Anführer auch Schärtlin von Burtenbach gehört.

Er wurde Sonntags den 12. Februar 1496 zu Schorndorf geboren, und stammte aus einer ehrbaren Familie her. Nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht empfangen hatte, kam er 1512 auf die tübinger Hochschule, wo er unter dem Dekanat des Bartholomäus Klein im December 1516 die Magisterwürde erhielt.

Aber des Jünglings Neigung war nicht auf die Gelehrsamkeit gerichtet, zwar besuchte er noch zur Fortsetzung seiner Studien Wien, allein bald vertauschte er die Bücher mit den Waffen und verschaffte sich so einen berühmten Namen, da sonst vielleicht sein Angedenken spurlos verschwunden wäre.

Die erste Waffenprobe legte Schärtlin 1518 im Kampfe gegen Franz von Sickingen ab, und von nun an sehen wir ihn längere Zeit fast jedes Jahr unter den Waffen. Als wäre es ihm nicht wohl ohne Kampf, suchte er diesen überall auf, obgleich er im Dezember 1518 sich mit Barbara von Stenda aus der Schweiz vermählt hatte; der Krieg war sein Element und erst im hohen Alter lernte er die behagliche Ruhe des Friedens schätzen.

Ueberall, wo es zu kämpfen gab, war Schärtlin zu finden, und bald machte er sich als tüchtigen Kriegsmann bekannt; schon 1522 wurde er Hauptmann über 12 Fähnlein Knechte, mit denen er einen Feldzug nach Ungarn that; im nächsten Jahre mußte er für den vertriebenen König Christian von Dänemark Truppen anwerben, 1525 half er im Bauernkriege das Landvolk zu Paaren treiben, wobei er ziemlich Beute machte, 1526 aber leistete er etlich guten Freunden „Gesellendienste", wofür ihn aber das Reichsregiment „in seinem Bette wollte

niederwerfen lassen"; er jedoch, heimlich gewarnt, rettete sich durch schleunige Fucht.

Ein größeres Feld für seine Thätigkeit aber eröffnete ihm der Krieg Kaisers Karl des Fünften mit König Franz dem Ersten von Frankreich. Schon 1521 machte er den ersten Feldzug gegen letztern mit, wurde hiebei dem Georg von Frundsberg bekannt und von diesem nun ganz für des Kaisers Dienste gewonnen. Er zog 1524 nach Mailand, half die Franzosen und Schweizer daraus vertreiben, machte den verunglückten Zug nach Frankreich mit, wo vor Marseille das Glück der kaiserlichen Waffen scheiterte, zeichnete sich bei der Vertheidigung von Pavia aus, und wohnte auch der berühmten Schlacht bei dieser Stadt bei (den 24. Februar 1525), in welcher König Franz in des Kaisers Gefangenschaft gerieth. Seiner Tapferkeit wegen schlug ihn der Vicekönig von Neapel zum Ritter, und Schärtlin kam mit einem Gewinn von 1500 Gulden wieder wohlbehalten nach Hause.

Mit Frundsberg zog er 1526, als Hauptmann bei dessen Regiment, von Neuem nach Italien, focht gegen Johann Medicis und machte 1527 unter Karl von Bourbon den Zug gegen Rom mit.

Diese Stadt wurde am 6. Mai 1527 erstürmt, und erfuhr nun alle Schrecken des Krieges. Nichts verschonte die Wildheit, die Habsucht und die rohe Begierde der Soldaten, Kirchen, Palläste und Privathäuser wurden rein ausgeplündert, weder Geschlecht noch Alter, weder Stand noch Rang schützten vor der Brutalität der Sieger; und nicht nur in der ersten Hitze des Sturms geschahen solche Greuel, mehrere Monate lang dauerten diese Schauerscenen fort, während welcher Zeit der Papst in der Engelsburg belagert und endlich zur Ergebung gezwungen wurde (d. 6. Junius 1527). Unter den Abgeordneten, welche die Burg in Besitz nahmen und den Papst zur Unterschrift der Uebergabebedingungen zwingen mußten, war auch Schärtlin, der zugleich mit 200 Mann den gefangenen Papst zu bewachen hatte.

Hunger und Pest, die Folgen der Barbarei der Soldaten, trieben das Heer endlich aus der Stadt fort in die Mark Ankona, wo Narnia mit Sturm erobert und über 1000 Personen beiderlei Geschlechts darinn erschlagen wurden. Doch im Herbst kehrten die Truppen wieder nach Rom zurück, lagen daselbst noch sechs Monate lang, und erschöpften in dieser Zeit vollends die unglückliche Stadt durch Plünderung und allerlei Frevel.

Im nächsten Frühjahr zogen sie nach Neapel, wo die Franzosen sie hart belagerten. Als aber die Pest über diese kam „fielen sie aus mit einem schlechten, kleinen Volk, schlugen die Feinde und nahmen ihnen ihr Geschütz und Alles, was sie hatten, ab." Die Flüchtlinge wurden verfolgt, und Schwerdt, Hunger und Pest vernichteten fast ihr ganzes

Heer. Im Mai 1529 kam Schärtlin, nachdem er mancherlei Gefahren, auch eine tödtliche Krankheit, überstanden hatte, wieder nach Schorndorf, mit einer Beute von 15,000 Gulden, guten Kleidern und Kleinodien, wie er selbst erzählt, mit dem Zusatze: Dem Allmächtigen sey Lob! ich habs wohl erarnet (erworben). Auch den Strick, daran sich Judas Ischariot, angeblich, erhenkt hatte, nahm er von Rom mit und schenkte ihn seiner Vaterstadt, er war zwölf Fuße lang, gewaltig dick, und wurde in der Kirche aufgehängt, von wo er jedoch später wieder weg kam. Aber neben der Beute brachte er auch neuen Ruhm aus Italien mit, und überall bemühte man sich, ihn in Dienst zu bekommen, so wurde er 1529 zuerst von der östreichischen Regierung in Wirtenberg, dann von Herzog Ludwig von Baiern mit einem Jahressold von 100 Gulden zum Hauptmann angenommen, und zog mit 600 Knechten zum Entsatz von Wien, welches Sultan Solymann hart belagerte. Er hatte sich vorgenommen „weil die Türken den Christen so großen Jammer zufügten, sich hiebei vor andern sehen zu lassen," aber ehe das Entsatzheer ankam, zogen die Oßmannen ab, und Schärtlin, von Bayern übel bezahlt, hatte von diesem Zuge Nichts als Schaden.

Um so gerner nahm er den Vorschlag der Augsburger an, für 200 Gulden Jahrgehalt als Hauptmann lebenslänglich in ihre Dienste zu tretten (1530), und zog nun 1531 mit seiner ganzen Familie nach Augsburg, wo er vom erstern Jahre durchs Spiel 400 Gulden, auch durch eine Wette, daß das Kind, mit dem seine Frau schwanger gieng, ein Knabe sey, drei seidene Wämser gewann.

So nahm Schärtlins Vermögen immer mehr zu und er beschloß daher sich nach einem guten Grundeigenthum umzusehen, wozu sich ihm bald ein Gelegenheit anbot, da Ulrich Burggraf von Hoetich seine Herrschaft Burtenbach, an der Mündel in Schwaben gelegen, ihm zum Kaufe anbot, und sie ihm auch sammt Vieh und Hausrath für 17000 Gulden erließ, wobei ihm aber die Erlangung der Belehnung von Baiern, wegen 6 zu diesem Guto gehöriger Höfe, noch viele Mühe und Unkosten verursachte (d. 15. Julius 1532).

Gleich darauf zog Schärtlin mit 500 Fußgängern und 50 Reutern, alle wohlgerüstet, gegen die Türken ins Feld, und wurde zuerst vom Obersten des schwäbischen Kreises, Grafen von Montfort, hierauf vom Kurfürsten Friederich von der Pfalz, Obersten der Reichstruppen, zu seinem Lieutenant mit 200 Gulden Monats-Sold ernannt. Er selbst kam nur einmal zum Gefechte, bei Günz nemlich stieß er auf eine türkische Streifschaar, mit reicher Beute beladen, griff sie mit 500 Schützen an, und trieb sie dem Kurfürsten in die Hände, so daß nur wenige entkamen und er „große Ehre einlegte." Der Kaiser selbst

schlug ihn zum Ritter, der Kurfürst schenkte ihm ein vergoldetes Schwerdt, die Augsburger aber und die Kemptner vergoldete Becher, auch brachte er noch überdieß 4000 Gulden mit nach Hause."

Im nächsten Jahre blieb Schärtlin daheim und begann in seinem Schlosse in Bürtenbach zu bauen, 1534 gerieth er der Jagd wegen in einen Streit mit seinem Nachbar, Johann Adam von Stein zu Jettingen, wurde jedoch mit ihm wieder gütlich vertragen. Damals verlangten auch Herzog Ulrich von Wirtenberg und Landgraf Philipp von Hessen, er möchte für sie zur Wiedereinnahme Wirtenbergs Knechte werben, aber der Augsburger wegen durfte Schärtlin dieß nicht öffentlich thun, doch schickte er ihnen heimlich Hülfe und entschuldigte sich sehr bei dem Herzog, daß er ihm nicht selbst bei dieser Gelegenheit dienen könne (1534). Die Fürsten erkannten seinen guten Willen und Philipp von Hessen nahm ihn 1535 zum Diener von Haus aus mit 200 Gulden Jahressold an. Der Kaiser aber erhob ihn, wegen seiner getreuen, redlichen und nützlichen Dienste „für sich und seine Erben in den Adel der recht edelgebornen Lehens-Turniers-Genossen und rittermäßigen Edelleute." Zum Wappen erhielt er einen schwarzen Schild, worinn ein goldner Löwe mit gelber Lilie und silbernem Schlüssel stand, drüber war ein gekrönter Turnierhelm aus dem ein Kriegsmann sich erhob (d. 4. Mai 1534).

Im Jahr 1536 zog Schärtlin von Neuem nach Italien, und mit dem kaiserlichen Heere von da in die Provence, wo aber Alles verwüstet war, so daß die Hälfte der Kriegsleute vor Hunger umkam und die Kaiserlichen sich eiligst zurückziehen mußten. Schärtlin hatte damals bei Frejus einen Zweikampf mit einem spanischen Hauptmann zu bestehen, schickte ihn aber mit drei Kopfwunden übel gezeichnet heim. Er verlor all sein Gesinde bis auf einen Knecht, brachte jedoch 5000 Gulden mit nach Hause.

Hier hörte er, daß Stein wiederum etlich seiner Knechte niedergeworfen habe, und wurde von diesem selbst, als er nach Hause reiten wollte, überfallen, nahm ihn aber gefangen und zwang ihn, eidlich zu versprechen, daß er und seine Knechte seine Gefangenen seyn wollten, wann und wohin er sie mahne. Darüber aber gerieth er unschuldig in ein böses Geschrei, die Steinische Familie verunglimpfte ihn, wo sie konnte, so daß er sich in einem öffentlichen Ausschreiben vertheidigen mußte. Doch Ulrich und Philipp von Hessen nahmen sich seiner an und brachten endlich zu Eßlingen einen Vergleich zu Stande (d. 2. Januar 1538), welcher dem Streit ein Ende machte.

Jetzt folgte wieder eine Zeit der Ruhe bis im Jahre 1542 der Landgraf von Hessen den Schärtlin als Obersten über 17 Fähnlein Fußvolk zu sich berief. Er selbst warb hievon 13 an, zog nach Hessen und

nahm an dem Feldzuge gegen Herzog Heinrich von Braunschweig rühmlichen Antheil, „hatte große Mühe, Arbeit, Angst und Sorge dabei," brachte aber auch einen halbsilbernen, halbsammtenen Rock, ein schönes Pferd und 4000 Gulden heim.

Auch die schmalkaldischen Bundesgenossen nahmen ihnen jetzt zum Hauptmann an, die Augsburger erhöhten von Zeit zu Zeit seinen Gehalt, und so hatte er nun an Sold jährlich im Ganzen 1140 Gulden einzunehmen.

Jetzt, da ein neuer Krieg mit Frankreich auszubrechen drohte, ließ auch der Kaiser dem tapfern Ritter von Neuem seine Dienste antragen, und ernannte ihn zum Großmarschall, General-Kapitain der Rechtspflege, Musterherrn und Brandschatzmeister, mit ansehnlichem Sold. Da wurde er „wie ein Fürst gehalten", er hatte die Verproviantirung des Heeres, die Aufsicht über das Geschütz, die Erhaltung der Ordnung auf dem Marsche, und die Besetzung und Beschirmung der eroberten Orte zu besorgen, zwar „große Mühe, Arbeit, Angst und Sorge", aber auch 7000 Gulden Gewinn. Während des Feldzuges selbst, der den Frieden herbei führte, eroberte er Chateau Thierry, wo er „guten Plunder und Proviant" fand, und mit dem Herzog Moriz von Sachsen Soissons, wo er zum Befehlshaber eingesetzt wurde.

Aber trotz der mancherlei Beweise von des Kaisers Gnade, trotz der stattlichen Bestallung bei demselben, welche jedoch nur auf die Dauer des Feldzugs galt, ließ Schärtlin sich nicht abhalten im Jahr 1546 die evangelische Lehre in Burtenbach einzuführen, sich selbst frei und offen zu ihr zu bekennen, und sich derselben, obwohl man ihn, weil er kein Reichsstand sey, nicht in den schmalkaldischen Bund aufnehmen wollte, mit großem Eifer anzunehmen. Für die schmalkaldischen Bundesgenossen war die Erwerbung eines solchen Mannes ein großer Gewinn, er half nicht nur ihre Rüstungen in den Stand setzen, sondern wurde auch zu mancherlei Verschickungen gebraucht, und die oberländischen Städte ernannten ihn, als nun der langst befürchtete schmalkaldische Krieg wirklich ausbrach, zu ihrem Kriegs-Obersten über 84 Fähnlein Knechte, mit denen er, nach dem zu Ulm verabredeten, Feldzugs-Plane nun gegen die Ehrenberger Klause zog, um durch deren Einnahme „das Vaterland zu retten, und den Spaniern und Italienern den Paß nach Teutschland zu versperren."

Die Klause war schnell erobert, und Schärtlin, durch aufgefangene Briefe von der Annäherung fremder Truppen unterrichtet, rüstete sich, sogleich weiter zu ziehen, die Kirchenversammlung in Trient „heimzusuchen und den Feinden das Loch zu vermachen." Ohne Widerstand zu finden, zog er in Tyrol ein, jedermann empfieng ihn

freundlich und friedlich, Alles versprach den besten Erfolg. „Siehe, was Unfalls geschieht!" ein Schreiben der Bundesräthe ruft Schärtlin plötzlich wieder von seiner Siegesbahn ab. Er gehorchte, aber ungern, brandschatzte im Rückzug etlich Klöster und Abteien, nahm im Bisthum Augsburg und in der Markgrafschaft Burgau die Huldigung ein, stieß zum Heere des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen und zog mit ihnen vor Ingolstadt, wo er alsbald stürmen wollte. Aber die Fürsten duldeten es nicht, ebensowenig nahmen sie seinen Vorschlag an, man sollte den Kaiser sogleich angreifen, denn dem Landgrafen „waren alle Furthen und Gräben zu tief, alle Moräste zu breit." Da schlug Schärtlin vor, gegen München zu ziehen, umsonst, man wollte den Herzog von Baiern, weil er bisher, freilich nur gezwungen, sich neutral gehalten hatte, nicht reizen. Das stattliche Heer der schmalkaldischen Bundesgenossen, den kaiserlichen mehrfach überlegen, hätte den Krieg mit einem Schlage endigen können, aber die Unentschlossenheit der Fürsten verderbte Alles. Endlich zogen sie doch vor Ingolstadt, wo der Kaiser mit seiner kleinen Macht sich zu verschanzen begann. Schärtlin hatte dabei ein hartes Scharmützel mit den Italienern zu bestehen, wobei ihn zuletzt die Seinigen verließen, und er umringt wurde, jedoch sich mit etlich Reisigen glücklich durchhieb.

Am nächsten Tage stellte sich das ganze Heer der Verbündeten in Schlachtordnung in der Ebene vor Ingolstadt auf, Schärtlin, mit 8000 Mann und viel Geschütz, hatte einen Hügel besetzt, die Kaiserlichen rückten gegen ihn an, er ließ seine Stücke abbrennen, und sie wichen zurück. Nun schien der rechte Zeitpunkt zum allgemeinen Angriff, die Truppen waren voll Kampflust, an Zahl wie an Tapferkeit ihren Gegnern überlegen, aber die Fürsten zauderten, die Lagerschanzen und Ingolstadts Wälle, meinten sie, seyen nicht so leicht zu gewinnen, der Ausgang könnte für sie unglücklich seyn. Vergebens bat Schärtlin und machte Vorstellungen. Der Angriff unterblieb, man begnügte sich, das Lager zu beschießen, was mehrere Tage lang fortgesetzt wurde, ohne jedoch großen Schaden zu thun, vielmehr hätten die Hessen sogar ihr Geschütz verloren, wäre ihnen nicht Schärtlin zu Hülfe gekommen.

Nach 6 Tagen zogen die Verbündeten ab (d. 5. October 1546), Schärtlin befehligte die Nachhut, aber es kam nur zu unbedeutenden Scharmützeln. Sie wollten die Vereinigung der Truppen, welche Büren aus den Niederlanden herbeiführte, mit dem Kaiser hindern, aber umsonst, Büren zog durch Franken und Karl, durch ihn ansehnlich verstärkt, rückte nun den Verbündeten keck entgegen.

Noch jetzt wären diese wohl im Stande gewesen, ihm die Spitze zu bieten, und Schärtlin rieth auch hiezu. Aber der Landgraf machte

ihm heftige Vorwürfe und sagte, er habe Land und Leute zu verlieren; und ich Burtenbach, entgegnete Schärtlin, und gieng voll Unwillen fort. Am nächsten Tage wollte sich Philipp von Hessen zwar wiederum mit ihm aussöhnen, aber Schärtlin „hatte kein Herz mehr zu diesem Kriege." Gleich darauf überfiel ihn ein Meuchelmörder, den die von Lindau gedungen hatten, und brachte ihm mehrere Stiche bei, wurde aber gefangen und hingerichtet.

Da indeß der Kaiser Donauwörth einnahm und Miene machte, Augsburg zu belagern, wurde Schärtlin eiligst dahin berufen, er kam bei Lauingen mitten unter die Feinde, schlug sich aber glücklich durch, eroberte etlich Wägen und Geschütze, und erreichte die Stadt glücklich, war aber „all seine Tage nicht in größern Nöthen und Aengsten" gewesen.

Er blieb nun zwar zu Augsburg, weil ihn die Bürger nicht mehr fortlassen wollten, aber nicht müßig; beständig machte er Ausfälle und fügte den Feinden nicht geringen Schaden zu, denn es „geriethen ihm alle Anschläge wohl," außer dem auf das Schloß Vorberg. Auch schirmte er von hier aus Burtenbach, wo 200 Schützen lagen und auf die ersten Töne der Sturmglocke die Bauern die Waffen zu ergreifen bereit waren.

Doch als der Krieg für die Verbündeten eine immer schlechtere Wendung nahm, als der Herzog von Wirtenberg und die meisten schwäbischen Reichsstädte sich unterwarfen, die Fürsten von Hessen und Sachsen nach Hause gekehrt waren, da entfiel den Augsburgern der Muth, sie ergaben sich ebenfalls an den Kaiser, und entließen, auf dessen Begehren, den Schärtlin, dem sie jedoch zuvor noch Burtenbach, das voraussichtlich nun auch eine Beute der Feinde werden mußte, abkauften, und ein Zeugniß ausstellten, daß er Nichts ohne ihr Geheiß und stets als ein ritterlicher Mann gehandelt habe.

So zog denn dieser ab, mit 35 Pferden, und 40,000 Gulden an Geld, Silbergeschirr und Geschmeide, wovon er allein im letzten Feldzuge 3 Viertheile gewonnen hatte (d. 29. Januar 1547). Nicht ohne Gefahren gelangte er endlich nach Konstanz, wo König Franz von Frankreich ihn sogleich in seine Dienste zu bekommen suchte. Allein Schärtlin bedachte sich lange, bis er sah, daß seine Hoffnung, mit dem Kaiser ausgesöhnt zu werden, vergeblich war, und er sogar am viertägigen Fieber darniederliegend, auch Konstanz verlassen und nach Basel ziehen mußte (d. 24. November 1547), nun endlich nahm er den Antrag an, und tratt mit einem Jahresgehalt von 1200 Kronen für sich und 400 für seinen Sohn Johann Sebastian, in französische Dienste.

Darob erzürnte sich aber der Kaiser nur noch mehr, er verhängte

die Reichs-Acht über Schärtlin (d. 13. August 1548), zog sein ganzes Vermögen ein, schenkte Burtenbach einem Italiener Namens Buonacorso, und begehrte sogar von den Schweizern, sie sollten Schärtlin ausliefern. Darüber kam es zu langwierigen Verhandlungen, denn die katholischen Kantone waren für die Auslieferung, während die evangelischen diese verweigerten, auch mischte sich der König von Frankreich darein, und wandte Bitten und Drohungen an, um des Kaisers Begehren zu hintertreiben, denn es war ihm besonders viel daran gelegen, den Schärtlin zu gewinnen, weßwegen er ihm auch einen Einbürgerungsbrief für Frankreich gab und sich eifrig bei Augsburg, wegen Bezahlung der Kaufsumme für Burtenbach, verwandte. Doch da mehrere Kantone den Baslern erklärten, im Fall sie wegen Schärtlin angegriffen werden sollten, würden sie ihnen keinen Beistand leisten, so wiesen diese den Ritter endlich selbst auch aus ihrer Stadt, und dieser begab sich nun nach Frankreich.

Hier war Schärtlin sehr willkommen, denn der neue König Heinrich der Zweite stand gerade in eifrigen Unterhandlungen mit dem Kurfürsten Moriz von Sachsen, wobei man ihn nun eifrig zu Rathe zog, und sich seiner bei dem Verkehr mit den Teutschen fleißig bediente. Endlich kam der, für den Kaiser so verderbliche, Bund zwischen Heinrich und Moriz zu Stande, wobei Schärtlin getreulich mitwirkte, dafür aber auch des Kaisers Zorn so sehr auf sich zog, daß dieser ihn nicht allein von Neuem ächtete, sondern auch einen Preis auf seinen Kopf setzte, gerade als Schärtlin kurz zuvor glücklich dem Dolche eines Meuchelmörders entgangen war.

Dafür zog nun aber Schärtlin mit dem französischen Heere ins Feld, als Oberster eines Regiments, dessen Zusammenbringung und Rüstung ihn viel Mühe, Zeit und Geld gekostet hatte. Auch hier wurde wieder ein Meuchelmörder aufgefangen, der gegen ihn ausgesendet war und aussagte, daß noch etlich andere ihm nachfolgen würden. Da die Schweizer ihn durch Drohungen abhielten in das Sundgau einzufallen, so gieng er mit dem König von Frankreich ins Unter-Elsas, und wurde von da an die niederländische Gränze geschickt, wo er mehrere Schlösser erobern half. Da gab es bei Lande einen „schönen, lustigen Sturm", der zwei Stunden dauerte, wobei die Stürmenden, unter beständigem Feuern, bis an den Hals durchs Wasser, dann einen hohen Wall hinaufklettern mußten, aber doch mit großem Blutvergießen sich des Schlosses endlich bemächtigten. Die Uebermacht der Feinde jedoch drängte die französischen Truppen zurück, und bis sie Verstärkung erhielten, war indessen Schärtlin erkrankt und hatte das Heer verlassen müssen.

Während er nun zu Basel krank lag und der König von Frankreich

aus Kargheit ihm schlecht Wort hielt, ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Vaterlande und er bedachte, wie es bei seinem vorgerückten Alter doch besser wäre, daheim zu seyn als in fremden Ländern umherzuschweifen. Darum begann er von Neuem sich eifrig um seine Aussöhnung mit dem Kaiser zu bemühen, und fand auch bei diesem geneigtes Gehör, denn es däuchte Karln weit besser einen solchen Mann zum Freunde als zum Feinde zu haben. Zwar hielt es etwas schwer, ihn zur Herausgabe von Burtenbach zu bewegen, weil er es einem andern geschenkt hatte, doch die Augsburger legten sich ins Mittel und lösten die Herrschaft ein, und nun war man der Aussöhnung und Aufhebung der Acht wegen bald im Reinen. Zwar ließ der König von Frankreich den Schärtlin ungern gehen, doch gab er ihm zuletzt einen ehrlichen und gnädigen Abschied und schenkte ihm noch überdieß 2000 Sonnen-Kronen.

Bin also, sagt der Ritter hier, vor allen Kurfürsten und Fürsten, Kaiser und römischem König, dazu vor allen Ständen und Städten im Reich, mit Weib, Kindern, Hab und Gut glücklich und zollfrei wiederum anheim gezogen, und haben mich hohe und niedere Stände, geistliche und weltliche wiederum wohl empfangen, mir Freund' und Feind wohl zugesprochen und mich gelobt, daß ich vor andern christlich und wohl gekriegt hab'. Ursach', daß ich nicht gebrennt, des Adels, auch der armen Bauerschaft so viel möglich verschont, allein den Pfaffen das Haar durch den weiten Strähl (Kamm) laufen lassen, durch den ganzen schmalkaldischen Krieg.

Der Kaiser stellte dem Schärtlin einen stattlichen Begnadigungsbrief aus (d. 18. Junius 1553), seine, mit Beschlag belegten, Güter wurden ihm zurückgegeben, und er reiste ab aus der Schweiz, mit dem Vorsatz, „es möchte ihm auch gehen wie es wolle, zu den Schweizern nimmer mehr zu ziehen.“

In Teutschland boten ihm mehrere Fürsten einen Wohnort bei sich an, er aber eilte nach seinem lieben Burtenbach und beschäftigte sich mit der Ausbesserung seiner starkbeschädigten Güter. Bald tratt er auch wieder in Dienste, zuerst beim Rheinischen, dann beim Landsbergischen Bund, und beim Pfalzgrafen Wolfgang, er erneuerte sogar, obgleich er Anfang sichs fest vorgenommen hatte, es nicht mehr zu thun, seine Dienst-Verhältnisse mit Augsburg, von welcher Stadt er hierauf 1554 zum Obristen bestellt wurde. Aber das ihm 1557 angebotene Marschall-Amt über das Kaiserliche Heer im Türkenkriege, schlug er der Seinigen wegen aus, er nahm blos eine Kriegsrathsstelle an, und erhielt 1559 den Titel eines kaiserlichen Raths. Etlich Jahre später verhinderte ihn das Podagra, die nemliche Marschall-

stelle, da sie ihm das zweitemal angeboten wurde, anzunehmen (1566), was er dießmal sonst wohl nicht ausgeschlagen hätte.

Diese Aemter machten ihm übrigens nicht viel zu schaffen, er kam nicht mehr ins Feld, nur etliche Male mußte er Truppen anwerben. Um so eifriger beschäftigte er sich jetzt mit seinen Gütern, er vergrößerte und verschönerte sein Schloß zu Burtenbach, erweiterte den Garten daselbst, versah ihn mit einer neuen Mauer, legte einige Bollwerke an, baute das Rathhaus, nebst der Schule und der Wohnung des Gerichtsschreibers neu, und besserte die Kirche und den Thurm aus.

Auch vermehrte er seine Besitzungen durch Kauf, er brachte 1570 ein Haus in Augsburg um 10,000, 1574 Eckenhof und Hausen um 8000 Gulden an sich. Im Jahre aber 1537 erstand er um 52,000 Gulden die Herrschaft Hohenburg sammt Bissingen und Hohenstein, wurde jedoch dadurch in schwere und langwierige Verdrießlichkeiten mit den Grafen von Oetingen verwickelt. Selbst zu Thätlichkeiten kam es, und fast wäre ein Krieg darüber ausgebrochen, indem Herzog Christoph von Wirtenberg schon Kriegsvolk aufgeboten hatte, um den Grafen beizustehen, weßwegen Schärtlin die Herrschaft 1568 mit einem Gewinn von 10,000 Gulden wieder verkaufte.

Auch mit dem Pfalzgrafen Wolfgang, mit dem Herrn von Stein und andern seiner Nachbarn, gerieth er in Verdrüßlichkeiten, und daneben trübten Unglücksfälle und Krankheiten die Ruhe seines Alters. Im Jahre 1568 kam sein Sohn, Hans Philipp, in einem Gefechte bei Aachen um, seine Gattinn starb das Jahr nachher (d. 22. April 1569), und gleich darauf seine Tochter Ursula (d. 6. November), welcher ihr Gatte, sein geliebter Schwiegersohn, Hans von Stammheim, im Jahr 1575 folgte.

Er selbst that im November 1575 einen unglücklichen Fall, der ihn lange das Bett zu hüten und an der Krücke zu gehen nöthigte; im nächsten Jahr befiel ihn eine tödtliche Krankheit, eben so wurde er 1576 wiederum bedeutend krank, und erholte sich auch nie mehr recht. Am 16. Mai 1577, Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, bekam er in seiner Behausung zu Augsburg einen Schlag, von dem er aber wieder so weit geneste, daß er nach Burtenbach reisen konnte. Dort blieb er bis in den September, kehrte dann nach Augsburg zurück, spürte jedoch nun seine Kräfte immer merklicher abnehmen, bereitete sich daher zum Tode vor und entschlief sanft den 18. November, Nachts um 8 Uhr. Man hielt ihm ein stattliches Leichenbegängniß und setzte ihn in der Kirche zu Burtenbach bei, wo eine lateinische Inschrift seinen Ruhm verkündigt.

Schärtlin war ein Mann von kräftigem Körper und Geiste, ein

kühner und erfahrner Kriegsmann, unerschrocken in Gefahren, standhaft im Unglück, hitzig und leicht zu reizen, aber auch wieder ebenso leicht zu versöhnen; aufrichtig und wahrhaft, ein Feind der Schmeichelei, vaterlandsliebend, fromm und eifrig in der Religion, leutselig gegen Jedermann, besonders liebreich aber gegen seine Unterthanen, die ihm manche Wohlthaten zu danken hatten, und ein guter Hausvater, dessen Vermögen, als er starb, auf eine Million Gulden geschätzt wurde. Potz blau Feuer! war sein gewöhnliches Fluchwort, seine Leibsprüche aber: Der Zorn ist ein Narr — und — süß ist der Krieg denen, die ihn noch nicht kennen gelernt haben. Er hatte vier Kinder, eine Tochter, Ursula (geb. 1521) und drei Söhne, Johann Sebastian der Erste (geb. und gest. 1520), Johann Sebastian der Zweite (geb. 1523, gest. 1596) und Hans Philipp (geb. 1531).

Quellen: Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Sebastian Schärtlin von Burtenbach, v. Ch. S. Holzschuher. Frankfurt und Leipzig 1777. 8. (zu Grund liegt des Ritters von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung), Schmidts Geschichte der Teutschen. Thl. 11. 12. Ebend. neuere Geschichte der Teutschen. Thl. 1—4. Sattlers Geschichte Wirtenbergs unter den Herzogen. Thl. 3 u. 4. Crusius schwäbische Chronik. Häberlins neueste teutsche Reichsgeschichte. Thl. 2 u. 3. Robertsons Geschichte Karl V.

Johann Konrad Varenbüler.

Unter den Beweisen, wie sichtbar die Vorsehung stets über Wirtenberg wachte, ist keiner der geringsten der, daß dieses Land das Glück hatte, in den mißlichsten Umständen stets Männer zu finden, welche es vor gänzlichem Verderben bewahrten und das lecke, schwankende Schiff des Staates im Sturme und zwischen Klippen hindurch mit fester Hand zum sichern Hafen leiteten.

Unter ihnen nimmt Johann Konrad Varenbüler eine der ersten Stellen ein. Er stammte aus einem alten, in Graubünden begüterten, Geschlechte her, welches, aus seinem Vaterlande vertrieben, theils zu SanktGallen, theils in Lindau, sich niederließ, wo seine Abkömmlinge die vornehmsten Staats-Aemter bekleideten. Der erste aus diesem Geschlechte, der sich 15[illegible]4 in Wirtenberg niederließ, war der berühmte Tübinger Rechtslehrer Nikolaus Varenbüler, Enzlins Schwiegervater; sein Sohn Ulrich, wurde Ober-Raths- und Ehegerichts-Sekretär und spielte während seines Schwagers Staats-Verwaltung keine geringe Rolle. Johann Konrad, Ulrichs Sohn, kam den 26. November 1595 in Stuttgart zur Welt. Streng aber sorgfältig erzogen, machte er bei guten Naturanlagen solche Fortschritte in den Wissenschaften, daß er schon im vierzehnten Jahre die Tübinger Hochschule besuchen konnte. Hier widmete er vier Jahre der Sprachkunde, der Philosophie und den schönen Wissenschaften, er übte sich in der Beredtsamkeit und in der Musik, welche er trefflich verstand und sehr liebte. So vielseitig gebildet und wohl vorbereitet tratt er dann zum Studium der Rechtskunde über, welche zu Tübingen damals in der schönsten Blüthe stand, und worinn ihn Harprecht, Bocer, Halbritter, Bayer und Magirus unterrichteten. Er durchwanderte das gesammte Gebiet derselben, verband mit fleißigem Besuch der Lehrstunden auch eifriges Lernen und Lesen zu Hause, mit der Theorie praktische Uebungen, und das Staats-Recht vornemlich war es, welches er zum Gegenstand seines Studiums machte.

Im Jahre 1617 begab er sich, um seine Bildung zu vollenden, auf Reisen, nach Wien zum Reichshofrath, wo er auch zuerst als

Sachwalter auftratt, und durch Scharfsinn, Geist und Beredtsamkeit in Kurzem sehr hervorleuchtete. Er wurde deßwegen 1619 mit stattlichem Gehalte zum Vormundschafts-Sekretär der minderjährigen Kinder des Christoph Weiß, eines vornehmen und begüterten östreichischen Adlichen erwählt. In diesem Amte hatte er Gelegenheit mit den angesehensten Männern am östreichischen Hofe bekannt zu werden, und sich von dessen Politik, so wie vom Gang der Geschäfte bei demselben eine genauere Einsicht zu erwerben. Noch mehr war dieß der Fall, als ihn die niederöstreichischen Stände zu ihrem Sekretär machten, und er nun vornemlich die Verhandlungen mit dem Hofe betreiben mußte.

Aber die immer heftiger werdenden Verfolgungen, welche die Evangelischen in Oestreich zu erdulden hatten, veranlaßten ihn, wieder ins Vaterland zurückzukehren, nachdem er sich zuvor mit Anna, der Wittwe des Raths Langjahr, einer gebornen Buchner, vermählt hatte, die nach nicht völlig dreijähriger Ehe 1627 zu Stuttgart mit ihrem Kinde im Wochenbette starb. Im Jahre 1629 verehlichte er sich hierauf zum zweiten Male mit Susanna Beck aus Wien, welche ihm eilf Kinder gebar.

Nachdem er kurze Zeit im Privatstande gelebt hatte, übertrug ihm Herzog Julius Friderich, der Vormund Eberhard des Dritten, welcher aber gleich darauf die Regierung selbst übernahm, die Stelle seines verstorbenen Vaters, und jetzt begann Varenbülers glänzende politische Laufbahn.

König Gustav Adolph, der Befreier der teutschen Protestanten, war bei Lützen gefallen (d. 6. November 1632) und der, durch seine Siege vornemlich begründete, Bund der Evangelischen begann zu wanken. Da berief der schwedische Kanzler Oxenstierna eine Versammlung nach Heilbronn zusammen, wo nun die vier vordern Reichskreise sich förmlich mit Schweden verbanden, um bis zur Wiederherstellung der teutschen Freiheit und eines sichern Friedens für einen Mann zu stehen (d. 13. April 1633). Der Kanzler selbst erhielt die Oberleitung des Bundes, und ihm wurden zehn Räthe beigegeben, welche den Namen Consilium formatum führten.

An dieser schwierigen Verhandlung nahm der wirtenbergische Kanzler Löffler den grösten Antheil, und ihn begleitete als Sekretär Varenbüler der sich in Kurzem sowohl sein als Oxenstierna's Vertrauen völlig erwarb. Er mußte den Heilbronner Bundes-Vertrag aufsetzen, die erste wichtige, von ihm verfaßte, Staatsschrift, worinn es galt die, nicht immer übereinstimmenden, Interessen Schwedens und der teutschen Stände auf eine kluge Weise zu vereinigen.

So also wurde er dem schwedischen Kanzler bekannt, und dieser, ein scharfsichtiger Erforscher und trefflicher Schätzer ausgezeichneter

Talente, erbat sich ihn von Herzog Eberhard zum Sekretär des Consilium formatum. Varenbüler tratt nun förmlisch in schwedische Dienste, zog mit seiner Familie nach Frankfurt und wurde hier in den geheimsten und wichtigsten Geschäften gebraucht.

Aber die, hiedurch für ihn eröffnete, Aussicht auf hohe Ehrenstellen zerstörte die Niederlage der Schweden bei Nördlingen auf einmal wieder (d. 26. August 1634). Die feindlichen Truppen überschwemmten nun gleich einem verheerenden Waldstrome das unglückliche Wirtenberg, und der Haß der Kaiserlichen gegen Varenbüler zeigte sich in der Einäscherung seines Hauses zu Stuttgart, mit dem zugleich der gröste Theil seiner Habseligkeiten verbrannte. Der Kurfürst von Sachsen, nebst mehreren andern evangelischen Ständen, schloß zu Prag mit dem Kaiser Frieden (d. 30. Mai 1635), das Consilium formatum löste sich auf, und all die schönen Hoffnungen Varenbülers waren dahin!

Dennoch verzagte er nicht, verbannt und des grösten Theils seines Vermögens beraubt, behielt er seinen standhaften Muth, verließ seinen Fürsten und sein Vaterland nicht in dieser schweren Noth. Während Eberhard zu Strasburg ein gar gemüthliches Leben führte, sich mit der Jagd und der „Besuchung ehrlicher Damen, belustigte, war Varenbüler unermüdet thätig, um dessen Wiedereinsetzung in sein Erbland zu bewirken. Nicht die mannigfachen Gefahren der Reisen schreckten ihn, nicht Krankheiten hielten ihn ab, nicht die vielerlei Schwierigkeiten so verwickelter und häufig erfolgloser Verhandlungen vermochten ihn zu ermüden.

Zuerst gieng er nach Darmstadt, zu dem Landgrafen von Hessen, und stellte ihm vor, wie sehr seinem Herrn Unrecht geschehe, da er nicht mehr gethan habe als andere Fürsten, die man doch auch in den Prager Frieden aufgenommen hätte, und da er überdieß bei Eröffnung der Unterhandlungen zu Heilbronn noch unter Vormundschaft gestanden sey. Doch hier fand er wenig Gehör, statt Versprechungen der Fürsprache machte man ihm Vorwürfe und kaum wirkte er ein frostiges Fürbittschreiben an den Kaiser aus (1636). Eine bessere Aufnahme ward Varenbülern in Dresden zu Theil, der Kurfürst von Sachsen zeigte allen guten Willen, das Gesuch des Herzogs am kaiserlichen Hofe zu unterstützen, auch gab er seinen Gesandten, welche die Regensburger Zusammenkunft besuchten, deßwegen die gemessensten Befehle. Allein es kostete noch viel Zeit und Mühe, bis durch die Unterhandlungen Varenbülers nicht nur an diesen beiden Höfen, sondern auch in Berlin und Niedersachsen, und durch die Schritte, welche Burkard zu Wien that, so wie durch die Reisen des Prinzen Friderichs, Bruders Herzogs Eberhard, und dieses selbst nach Wien, endlich mit manchen Opfern die Wieder-Einsetzung erlangt wurde (1638).

Zum Lohn für seine treuen Dienste erhielt Varenbüler nun vom Herzog die Stelle eines Regierungs-Raths, und zwei Jahre später die eines Geheimen-Rathes, auch ein schönes Haus zu Stuttgart, welches er bis an seinen Tod bewohnte.

Aber er blieb nicht lang zu Hause, sein Fürst, der Varenbülers Talente zu schätzen wußte, ernannte ihn nebst Burkard zum Gesandten für das westphälische Friedens-Geschäft, dieser sollte in Osnabrück, Varenbüler in Münster den Verhandlungen beiwohnen, letzterer aber, der die Hauptrolle spielte, begab sich mehrere Male, wenn es die Umstände erheischten, auch nach Osnabrück (1645).

Es ist hinlänglich bekannt, welch ein schwieriges, verwickeltes und langdauerndes Geschäft es war, dem schrecklich verheerten Teutschland, den Frieden wieder zu geben. Es durchkreuzten sich hier so verschiedene Interessen, es gab so mancherlei Ansprüche, es kamen so viele, zum Theil sehr kützliche, Punkte zur Sprache, es war ein so heftiges Spiel, oft kleinlichter, Leidenschaften, daß ein großer Geist, tiefe Staatsklugheit, unerschütterliche Standhaftigkeit und unermüdliche Ausdauer dazu gehörten, hier seine Zwecke durchzusetzen. Besonders war dieß der Fall, wenn es, wie bei Wirtenberg, durchaus an aller Macht, allem Einflusse fehlte, wenn, wie hier, sich die Schwierigkeiten noch dadurch häuften, daß kaiserliche Minister selbst Stücke von Wirtenberg besaßen, daß Baiern die wirtenbergische Herrschaft Heidenheim inne hatte, und die katholischen Pralaten und die Jesuiten die reichen Klostergüter durchaus nicht mehr heraus geben wollten, und wenn es dabei auch so sehr an dem Mittel fehlte, welches oft mehr als das klarste Recht, als alle Vorstellungen half, am Gelde. Damit hätte man so manche Schwierigkeit leicht aus dem Wege räumen können, denn Geld verlangte der Kaiser und mit Geld hätten sich seine Minister leichter zufrieden stellen lassen. Aber woher das Geld nehmen, da man oft kaum die Gesandtschaftskosten auftreiben konnte, und die Stände bitter klagten, als Varenbüler zur Hochzeit Oxenstiernas eingeladen, hiezu ein Geschenk von etwa 1000 Thalern von ihnen begehrte?

Wenn nun unter solchen Umständen, nach dem Zeugnisse der Friedens-Unterhändler selbst, Wirtenberg seine Wiederherstellung so vollständig, klar und bestimmt ausgedrückt erlangte, als kein anderer Stand des teutschen Reichs, so muß man wahrlich die Männer bewundern, welche solch ein Herkules-Arbeit glücklich zu Stande brachten.

Gänzlich verlassen von Allem, was günstig hätte einwirken können, völlig ohne fremden Beistand, ohne Macht, ohne Geld, erschien Varenbüler zu Münster, um sein schwieriges Geschäft zu beginnen. Er mußte zuerst die Lage der Dinge erforschen, er mußte so leise und vorsichtig als möglich auftretten, um nicht, indem er es mehr mit

einer Parthie zu halten schien, es dadurch mit der andern zu verderben, denn noch war Wirtenberg von feindlichen Truppen überschwemmt, noch der beste Theil desselben in feindlicher Gewalt. Aber mit bewundernswürdiger Kunst begann Varenbüler sein Geschäft, den Argwohn der östreichischen, den Uebermuth der französischen, den Unwillen der schwedischen Gesandten wußte er geschickt zu beschwichtigen; und sie für sich zu gewinnen, bald hatte er sich bei allen beliebt gemacht, alle zeichneten ihn aus, die Schweden sowohl als die Kaiserlichen zogen ihn bei den geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten zu Rath, und er genoß das volle Zutrauen der beiden Haupt-Personen beim Friedens-Kongresse, Oxenstierna's und Trautmannsdorfs.

Aber so allein auch war es ihm möglich seinen Zweck völlig zu erreichen, so nur konnte er einen glücklichen Erfolg von seiner Wirksamkeit hoffen. Er durfte jetzt nicht immer gute Worte geben, er konnte auch mit Nachdruck und Festigkeit bei der Behauptung der Rechte seines Fürsten auftretten, denn was diesem an Macht fehlte, ersetzte der persönliche Einfluß seines Gesandten. Sein gefährlichster Gegner war der gewandte und staatskluge Adami, welcher die Sache der Prälaten mit eben so viel Eifer als Geschicklichkeit führte, und erst nach dem hartnäckigsten Kampfe zur Nachgiebigkeit genöthigt werden konnte. Daneben stritten auch Baiern und die Erzherzoginn Klaudia heftig wider ihn und selbst der Kaiser war Anfangs gar nicht für die völlige Wiederherstellung des Herzogs von Wirtenberg gestimmt. Auf die protestantischen Fürsten durfte Varenbüler nicht rechnen, da selbst der Kurfürst von Sachsen rieth, den Kaiser durch Abtrettung eines Stücks Landes zufrieden zu stellen, noch weniger auf Frankreich, welches dem Kaiser gerne einige wirtenbergischen Aemter überlassen hätte, um das Elsas und Mömpelgard für sich zu erlangen. Selbst von Schwedens Beistand war Anfangs bei dem Eigennutz des Abgeordneten Salvius wenig zu hoffen, bis Oxenstierna, gewiß mehr aus Rücksicht für Varenbüler, als für den Herzog von Wirtenberg, sich des letztern eifriger annahm und Trautmannsdorfs Edelmuth ihm zu Hülfe kam.

Fest verfolgte im Gewirre der Verhandlungen Varenbüler seinen Zweck, offenen Angriffen stellte er standhaften Widerstand, geheimen Umtrieben Klugheit entgegen, er besiegte die Verläumdung sowohl als die mancherlei Kunstgriffe seiner Gegner, er verachtete ihren leidenschaftlichen Haß, er ermüdete nicht über der Last der Geschäfte, er verzweifelte nicht bei dem oft so langsamen und vergeblichen Gang der Verhandlungen, die mehrmals auf dem Punkte waren, abgebrochen zu werden. Als die meisten die Hoffnung eines glücklichen Erfolges aufgaben, behielt er allein die Ueberzeugung, daß man nicht am Abschlusse des Friedens zweifeln dürfe. Man wollte den wirtenbergischen Gesandten

Anfangs nicht einmal den Zutritt zu den Sitzungen gestatten, er setzte es durch, daß sie zugelassen wurden, die Abgeordneten der Fürsten und Städte erhitzten sich über einem nutzlosen Streite so sehr, daß eine Trennuug unvermeidlich schien, er verhütete sie. Auch die allzuharten Forderungen der Schweden wegen der, ihnen bewilligten, Entschädigungsgelder mußte er zu mildern. Seinem Scharfblicke entgieng Nichts, er bemerkte es gleich als, sey es nun aus Versehen eines der evangelischen Gesandten, oder aus Arglist der Katholiken, die wirtenbergischen Klöster, Maulbronn und Königsbronn, unter die unmittelbaren, katholischen gesetzt wurden, und er ruhte nicht, bis dieses abgeändert war.

So brachte durch dreijährige, unermüdete Arbeit Varenbüler es dahin, daß die vollkommene Wiederherstellung Wirtenbergs in den Friedens-Vertrag aufgenommen wurde, wobei ihm noch die Ehre widerfuhr, daß er den Entwurf des kaiserlichen Friedens-Edikts verfassen durfte, welcher auch völlig ungeändert beibehalten und öffentlich bekannt gemacht wurde.

Unpäßlich kehrte er im März 1649 nach Stuttgart zurück, wo er mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde, und von seinem dankbaren Fürsten das Lehensgut Hemmingen nebst den dazu gehörigen Gefällen in Meimßheim, Neipperg, Uhlbach und Untertürkheim für sich und seine Nachkommen erhielt. Aber kaum hatte er sich 8 Tage im Kreise der Seinigen von so schweren und langwierigen Geschäften wieder etwas erholt, so mußte er, noch nicht völlig hergestellt, wieder fort nach Nürnberg, wo das Friedens-Vollziehungs-Geschäft betrieben werden sollte, eine fast eben so schwierige Sache, als die Friedensverhandlungen selbst. Auch hier erwarb sich Varenbüler das größte Lob, der Pfalzgraf, Karl Christian, rühmt von ihm, er habe sein Amt dabei mit besonderer Klugheit und Geschicklichkeit geführt, seine Rathschläge nicht nur mit Bedacht verfaßt und „auf das rechte Fundament" gegründet, sondern auch mit unbeweglicher Standhaftigkeit verfochten, und dabei das Wohl des Reichs nicht minder als seines Herrn mit großer Wachsamkeit und unverdrossener Mühe beobachtet, daß er dadurch bei männiglich großen Ruhm und selbst bei denen, welche es lieber anders gesehen hätten, ein ehrenvolles Zeugniß und Achtung erlangt habe.

Er wurde daher auch von dem kaiserlichen sowohl als von dem schwedischen Bevollmächtigten als Vermittler bei dem so schwierigen Friedens-Vollziehungs-Geschäfte aufgestellt, und noch zum Unterhändler mit Frankreich erwählt. Sein Vorschlag aber wurde, weil er den Protestanten allzu günstig schien, diesmal nicht ohne mehrere Abänderungen angenommen. Der Kaiser mißbilligte seinen „unzeitigen Eifer"

auch der Kurfürst von Baiern und mehrere andere katholischen, selbst etlich evangelische Stände waren mit ihm gar nicht zufrieden. Varenbüler tratt daher, als er diese Unzufriedenheit merkte, zurück, da er zum zweiten Male bei den weitern Verhandlungen zum Vermittler vorgeschlagen wurde, „weil seine Beibehaltung dem Werke mehr hinderlich als förderlich scheine, und er es für eine eben so große Ehre schätze, um der allgemeinen Wohlfarth willen zu weichen.“ Krank, von so angestrengten Arbeiten, und auch aus Verdruß über so manche Kränkung, die er erfahren hatte, kehrte er alsdann noch vor dem Ende der Verhandlung nach Hause zurück (1650).

Aber kurz nachher wurde er von Neuem verschickt, um mit dem Landhofmeister, Grafen Wolf Georg von Kastel, in Wien die Reichslehen für den Herzog und die Bestätigung der Landesfreiheiten zu erlangen (im November 1650). Der Kaiser und seine Minister behandelten ihn hier mit vieler Auszeichnung, er erhielt eine goldene Gnadenkette, nebst einer Danksagung für seine Bemühungen zu Münster und Nürnberg, und wurde zum kaiserlichen Pfalzgrafen, mit der Erlaubniß, diese Würde auf einen seiner Söhne vererben zu dürfen, ernannt. Auch erneute der Kaiser den alten Adel seines Geschlechts und dessen Wappen, indem zu den darinn befindlichen zwei goldnen Sceptern im blauen Felde, noch zwei schwarze Greiffen, aus einer blauen Krone herauswachsend, im goldnen Felde kamen, und hierauf nahm ihn auch die Reichsritterschaft zu ihrem Mitgliede an.

Im Jahre 1652 begleitete Varenbüler seinen Fürsten auf den Reichstag zu Regensburg, wo er sich um das teutsche Reich und um Wirtenberg neue Verdienste erwarb. Denn als die Wahlkapitulation für den neugewählten römischen König Ferdinand, des Kaisers Sohn, entworfen werden sollte, so drang er vornemlich darauf, daß man sie ganz dem Innhalt des westphälischen Friedens-Vertrages gemäß verfassen sollte. Als man dieß am kaiserlichen Hofe erfuhr, entstand hier zwar großer Unwillen gegen ihn, aber er wußte sich zu rechtfertigen, indem er zeigte, daß nur dann Ferdinand sich, wenn er einmal den Kaiserthron besteige, eine ruhige Regierung verschaffen könne, wenn er sich streng an jenen Friedensschluß halte (1652).

Eine heftige Krankheit, welche ihn während des Reichstags befiel, nöthigte ihn, nach Hause zu reisen, hier erholte er sich zwar wieder, aber nie mehr erlangte er seine völlige Gesundheit, war aber immer noch so thätig, als seine Umstände es erlaubten, auch in der neuen Würde eines Obervogts von Leonberg, wozu ihn der Herzog 1652 ernannte. Der Tod seiner zweiten, inniggeliebten, Gattin, welche während seiner so häufigen und langen Abwesenheiten in Staatsgeschäften sein Hauswesen so trefflich besorgt hatte, schlug ihm eine tiefe Wunde

(1655), und er fühlte nun noch stärker, als zuvor, die allmählige Abnahme seiner Kräfte.

Er zog sich jetzt immer mehr zurück und eine schwere, schmerzvolle Krankheit lähmte vollends seine Thätigkeit. Zwar sein Geist blieb fortwährend kräftig und ungeschwächt, aber der Körper erlag zuletzt der Wuth der Krankheit, den 10. April 1657 starb Varenbüler zu Stuttgart. Sein Leichnam wurde nach Hemmingen geführt, und hier begraben. Ein marmornes Denkmal im Chor der Kirche daselbst bezeichnet die Stätte seiner Ruhe. Um ihn trauerten sein Fürst und sein Vaterland, und nicht in Teutschland nur, selbst im fernen Norden wurde sein Tod beklagt.

Von eilf Kindern lebten bei seinem Sterben noch neun, fünf Söhne, Johann Konrad, Johann Gerlach, Johann Friderich, Nikolaus, alle vier im Collegium illustre zu Tübingen studirend, und Johann Axel, der sich noch im Pädagogium zu Stuttgart befand, und vier Töchter, Susanna, Agnes, Regine und Jakobine, von denen die drei ersten verheurathet waren.

Die Treue Varenbülers gegen seinen Fürsten entsprang aus seiner ungeheuchelten Frömmigkeit, denn er hatte den Grundsatz, wer Gott nicht getreu ist, macht sich auch kein Gewissen daraus, seiner Obrigkeit ungetreu zu seyn. Er war ein eifriger Anhänger der evangelischen Lehre. In seinen letzten Lebensjahren widmete er religiösen Betrachtungen viele Zeit, sein fester Glauben stärkte ihn bei allen Leiden und Widerwärtigkeiten, machte ihn standhaft im Unglück, und erhielt, selbst bei den grösten Glücksfällen seinen Gleichmuth. Er war bescheiden und herablassend, selbst gegen den Niedrigsten, gerne erzeigte er sich Jedermann gefällig, und ließ keinen lange auf einen Bescheid warten. Er meinte, mit dem Emporsteigen zu höheren Würden sollte nicht sowohl der Stolz als das Bestreben, seine Pflicht zu erfüllen wachsen. Und in treuer, eifriger Pflichterfüllung that es ihm auch Niemand zuvor, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit verwaltete er sein Amt, und that darinn allen, nur sich selbst nicht, Genüge. Nicht den Tag allein, oft auch die Nacht opferte er den Geschäften, und nie verschob er, was heute geschehen konnte, auf den folgenden Tag. Seine Meinung sagte er jederzeit offen, und nahm dabei weder auf sein eignes, noch auf fremdes Interesse Rücksicht, Wahrheit galt ihm mehr als Gunst. Gegen seine Amtsgenossen betrug er sich freundlich und gefällig, in der Freundschaft war er standhaft und offen, er haßte nicht die Menschen, er kämpfte nur gegen die Sache, und war stets bereit, sich mit seinen Feinden zu versöhnen. Aber seine Sanftmuth artete eben so wenig in Schwäche als sein Unwillen in ungemäßigten Zorn aus.

Große Menschenkenntniß, richtiges Urtheil, Scharfsinn im Erkennen, Feinheit im Entscheiden, Vorsicht im Ausführen, ausgezeichnete Beredtsamkeit, Leichtigkeit im Erklären, Gründlichkeit im Beweisen, Fertigkeit in Fragen, Nachdruck im Antworten, Gewandtheit in allen Geschäften und vornemlich eine seltene Geschicklichkeit, um den gelegenen Zeitpunkt zum Sprechen und Handeln aufzufinden und ihn aufs Beste zu benutzen, verbunden mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, tiefen Einsichten und großer Erfahrung in der Staatskunst machten ihn zu einem vollkommenen Staatsmann, zum Retter seines Vaterlandes, in den Zeiten schwerer Noth, und immer wird sein Angedenken jedem Wirtenberger heilig seyn.

Quellen: Cippus bonae memoriae J. C. V. erectus a Magn. Hesenthaler. Tubingae. 1657. 4. Zwei Leichenpredigten von Schübel und Weinmann. 1657. 4. Sattlers wirtenbergische Geschichte unter den Herzogen. Thl. 7. 8. 9.

Johann Sattler.

Nicht Männer allein, die durch Thaten oder Schriften sich einen Namen machten, auch solche, deren stilles Wirken dem Vaterlande Nutzen schafften, sind werth, daß ihr Angedenken erhalten werde, und unter diese gehört Johann Sattler, der Sohn des Stadtschreibers Michael Sattler von Schorndorf, wo er den 25. December 1554 geboren wurde, auch eben daselbst die Schule besuchte. Im April des Jahres 1578 ward er bei der fürstlichen Kanzlei als Ehegerichts- und Lehens-Sekretär angestellt, und 1591 zum Kammer-Sekretär erhoben, bekam auch später den Geheimen-Raths-Titel. Acht und zwanzig Jahre lang erhielt er sich unter drei Fürsten auf seinem wichtigen Posten, und wußte sich bei allen drei, bei Friderich eben so gut als bei Ludwig und Johann Friderich, in Gunst zu setzen, namentlich war er bei Friderich sehr wohl gelitten, und wer etwas bei diesem Fürsten anzubringen und zu suchen hatte, der wandte sich eben an den Kammersekretär, selbst der Erbprinz, Johann Friderich, bediente sich mehr als einmal seiner Fürsprache. Die meisten Befehle des Herzogs, die dieser oft nur mit wenig Worten an dem Rand der einkommenden Schriften angab, setzte er auf, er verfaßte daneben noch viele, zum Theil sehr weitläufiger Berichte, und wurde häufig bei allerlei Versendungen gebraucht. Aber er besaß auch einen eisernen Fleiß, eine unermüdliche Ausdauer, oft stand er schon um zwei Uhr Nachts auf, und zwar Winters so gut als Sommers, und arbeitete bis an den späten Abend. Dadurch machte er sich dem Herzoge, dessen rascher Thätigkeit der gewöhnliche Gang der Geschäfte immer zu langsam war, unentbehrlich, und wenn er einmal krank wurde, so harrte Friderich ungeduldig auf Sattlers Genesung, schickte ihm auch wohl selbst Heilmittel zu. Eine nicht leicht zu störende Ruhe, eine unbestechbare Redlichkeit und Treue gegen seinen Fürsten, und ein von allen Intriguen entfernter gerader, schlichter Sinn waren die weitern Eigenschaften, welche Sattlern für seine Stelle so unentbehrlich machten und so lang darauf erhielten. Melchior Jäger fiel bei Friderich in Ungnade, er blieb,

Matthäus Enzlin ward von Johann Friderich abgesetzt und zur Verantwortung gezogen, der Kammersekretär behielt seinen Posten bis an seinen Tod, der nach kurzer Krankheit Samstags den 19. Junius 1619 erfolgte. Er war zweimal verheirathet, mit Agnes, der Tochter des wirtembergischen Oberraths, Kilian Bertsch (1579, gest. 1604), und mit Magdalene, Tochter des Ehegerichts-Sekretärs Zelling, die ihn überlebte, seine acht Kinder aber starben alle vor ihm, und er hinterließ nur einen einzigen Enkel. Er liegt zu Stuttgart in der Stiftskirche begraben.

Quellen: Predigt über dem Absterben weiland Herrn Johann Sattlers, gehalten durch Erasmus Grüninger. Stuttgart 1619. 4. und handschriftliche Nachrichten.

Mulg. Caplin

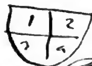
St. Georgen [illegible] Wappen

[illegible] Wappen sind 2 [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].



[illegible] (Vid. bei Gatterer Nro 254)

einer quadrirten Schild



1 u. 4 der Greif
2 u. 3 die [illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible] Sieber. I B 93 [illegible]

